Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. 18. September 1901. No. 38.

Aus Mennonitischen Kreisen

Einiges aus dem Jahresbericht der russischen Bibelgesellschaft für 1900.

Im Jahr 1900 verbreitet: 3,811 Bibeln, 44,179 Neue Testamente nebst Teilen desselben und Psalter. Beiträge 10,275 Rubel. Darunter von Ihren Majestäten und der kaiserlichen Familie, 895; Staats-Unterstützung 1,200 Rbl.; aus den Mennonitengemeinden: Karaßan (Krim) 110 Rbl.; Rükkenau 50 Rbl.; Nikolaifeld 50 Rbl.; Gnadenfeld 25 Rbl.; Silberfeld 20 Rbl.; Köppenthal (Sam. Gouv.) 15 Rbl.; Busau (Krim) 5 Rbl. Die Gesellschaft zählt 1,068 Mitglieder; darunter 19 Bischöfe und 233 Geistliche niederern Grades. Die Mitglieder werden insonderheit an die unumgängliche Bedingung eines gedeihlichen Erfolges, an das Gebet, erinnert. Das Interesse für die Hl. Schrift wächst stetig im Volk, im Verhältnis der Bekanntschaft mit derselben. Der Forschungstrieb zur Lösung verschiedener religiöser Fragen ist im höchsten Grade erregt. Immer häufiger wenden sich Bauern an den Geistlichen oder die andern, mit der Frage, wie diese oder jene Stelle der Hl. Schrift zu verstehen sei. Die neue Ausgabe der Bibel mit Angabe der Parallelstellen trägt viel zum Verständnis bei.

Zur Zeit sind sechs Bibelboten in Thätigkeit und vier Personen als solche auf Probe angestellt. Wie schwer aber noch die Erlangung der Hl. Schrift für das Volk ist, mögen ein paar Beispiele aus den Erfahrungen der Bibelboten zeigen. Eine Frau empfing den Bibelboten mit dem Ausruf: „Welch ein Glück hat mir der Herr heute beschert. Schon vor ein paar Jahren legte ich einen Rubel zum Ankauf des Evangeliums beiseite. Ich bin ja eine Rechtgläubige (zur russischen Kirche gehörig), habe Kinder, die man doch lehren muß und womit sonst, wenn nicht mit dem Evangelium." — Ein Unteroffizier—in Kowao stehend—hatte von jemand eine Bibel geliehen erhalten. Er las und wünschte nun seine eigene Bibel zu erlangen; aber so viel er sich auch darnach umthat, fand er keine. Das betrübte ihn umsomehr, weil er, seinen Abschied erhaltend, nach Hause mußte, ohne Hoffnung, dort sein Verlangen stillen zu können. Einige Tage vor seiner Abreise träumte ihm, daß er auf dem Felde eine Herde hüte. Die Herde wurde von Tieren umkreist, worunter ein großes löwenähnliches Tier, das er mit seinem Stabe nicht verscheuchen konnte. Da kommt ein ihm bekannter Mann und sagt: „Kaufe dir ein Schwert, das fürchten sie." Danach kam ein anderer Mann und bot ihm ein Schwert zum Kaufe an. Er kaufte es und vertrieb damit augenblicklich alle Tiere, wobei aus dem Schwert Funken sprüheten. Am darauffolgenden Tage begegnete ihm der Bibelbote, in welchem er sofort den Mann erkennt, der ihm im Traum das Schwert angeboten hatte. Mit großer Freude erzählte er ihm den Traum und kaufte eine Bibel.

Die Ursachen solcher Erschwerung sind, wie man frühern Berichten entnehmen kann, teils die Unbekanntschaft des Volkes mit dem Werk; teils Mangel an Thätigkeit vieler Mitglieder; teils die verhältnismäßig geringen Beiträge, weshalb die Bibeln noch teuer sind (wohlfeilste Ausgabe 3 Rbl.); teils der große Umfang des Gebiets für sechs Bibelboten.

Auch aus anderartigen Erfahrungen will eine hier folgen lassen, ob vielleicht lesenswert. Frl. M., Mitarbeiterin der Bibelgesellschaft und auch Mitglied des Roten Kreuzes, reiste nach der Insel Sachalin, wohin die schweren Verbrecher zur Zwangsarbeit verschickt werden. Sie schreibt unterm 19. Juli 1900, auf dem Wege nach der Mandschurei, wohin sie damals vom Roten Kreuz beordert war, über ihre Thätigkeit auf Sachalin unter anderm folgendes. Sie erhielt freien Zutritt in das Gefängnis der schwersten Verbrecher. Sie fing damit an, ihnen vorzulesen, unterhielt sich mit ihnen und weiter lehrte sie die Verbrecher lesen. Dann fing sie an, Bücher zu verteilen, wobei sie folgende Ordnung beobachtete: Erst las sie etwas vor, sprach darüber einige Worte und schrieb dann den Namen des Empfängers nebst einem Spruch ein. Solches Buch verkauft der Empfänger nicht, verbraucht es auch nicht zu Papierossen, wie es sonst viele thun. So sie der Herr wieder nach Sachalin führt (ist dieses Jahr bereits geschehen), so will sie versuchen, unter den Verbrechern Sonntagsschulen und Lesestunden ins Leben zu rufen. Andernorts ging sie in die Abteilung der Rückfälligen. Beim Eintritt fiel ihr das feindselige ironische Schweigen der Sträflinge auf. Auf ihren Gruß keine Erwiderung. Wer kann lesen? Niemand. Als sich danach doch einer zur Lesekundigkeit bekannte, verweigerte er das Vorlesen, weil es sie nicht interessiere. Nun las sie selbst aus dem 51. Psalm vor und bemerkte dabei, wie einige davon ergriffen wurden. Danach nahm der Sträfling, der erst das Vorlesen absagte, das Buch und versprach darin zu lesen. Sieben Wochen verweilte sie bei dieser Partie, die damals beim Bau der Eisenbahn arbeiten mußte, in ihrem Lager. Jeden Abend versammelten sich die Sträflinge um sie, zum Vorlesen aus verschiedenen Büchern, aber fast jedesmal endigte die Versammlung mit Vorlesen aus der Hl. Schrift und Besprechung darüber. Niemals—schreibt Frl. M. — werde sie die große Freude der Sträflinge vergessen, als sie anfingen die Bibel mit den Parallelstellen zu lesen; dort die Weissagung, hier die Erfüllung.

Ein Zeugnis für das Verlangen vieler Russen nach dem Worte Gottes kann auch ich aus eigener Erfahrung ablegen; denn in 13 Jahren (zu der Zeit in der Stadt Berdjansk wohnhaft) habe ich 20 Bibeln, 1,381 Neue Testamente, 779 „Die vier Evangelien", 2,355 Einzelevangelien und 56 Psalter verbreiten dürfen, allergrößtenteils unter den Bauern. Auch habe ich Gelegenheit gehabt zu Unterredungen mit Geistlichen, wie auch in ihrem mir zugestellten öffentlichen Organ, Predigten zu lesen, welche sie gehalten, nebst Beurteilung derselben seitens des Bischofs. Er tadelte in seinen Beurteilungen die Stellen, wo die Kirchengebräuche stark betont wurden, wodurch die Bethätigung des Glaubens in Werk, Wort und Wandel als im Hintergrunde stehend erschien, während die Predigt umgekehrt das praktische Christentum lehren solle, wogegen die Kirchengebräuche zurückstehen. Aus Taurien.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Goessel, den 8. Sept. 1901. Lieber Editor! Weil ich meinen Wohnort verlegt habe, nämlich nach Medford, Oklahoma, so wollest so gut sein, in Zukunft die „Rundschau" hierher zu schicken, und ihr lieben Geschwister in Rußland schreibt eure Briefe von nun an an die obige Adresse. Schwager Schmidt, Sagradofka, Halbstadt, habe euren Brief erhalten. Haben uns sehr gefreut, und Jakob Teichriebs auf Memrik, eurer ist noch nicht hier, hoffen ihn aber bald zu erhalten.

Du liebe Nichte Reimer und David Graves, Waldheim und wo ihr alle steckt und wer ihr alle seid, schreibt uns, bitte, und wenn diese Genannte nicht sollte die „Runschau" halten, so bitte ich die Rundschauleser, ihr diese Zeilen zu zeigen. Du lieber Bruder in Christus wollest die Zeilen doch aufnehmen und in alle Welt schicken.

Ich verbleibe grüßend euer

Jacob Graves.

Nebraska.

Jansen, den 7. September 1901. Am 2. September fing die „freie Ablieferung der Post" bei uns an. N. H. Wiebe ist „Briefträger" oder Fahrer, und J. Z. Wiebe Assistent. Es ist Route 1, Jansen, Neb. Seine ganze Ausrüstung ist neu, nach dem neuesten Stil. Die Welt geht voran, sie ist ja auch klüger; aber Gottes Volk sollte in seiner Arbeit auch vorangehen.

M. B. Fast.

Henderson, 10. Sept. 1901. Werte „Rundschau"! Die neueste Neuigkeit von hier zu melden, wäre zu sagen: Es hat geregnet. Einige Schauer und ein schöner Landregen haben die Erde so naß gemacht, daß die Feldarbeiten etwas eingestellt werden mußten.

„Die Heimat fällt mir immer ein"— so denken hier jetzt drei Familien-Väter mit ihren Frauen, in diesem Falle ist es aber die alte Heimat Südrußland, wohin zur baldigen Reise sich bereit machen Martin und David Hiebert sowie Peter Quiring samt ihren Gattinnen, und auch Br. Isaak Görtzen denkt sich der Reisegesellschaft anzuschließen, welche in wenigen Wochen loszulegen gedenkt.

Die Staatsausstellung in Lincoln wurde letzte Woche auch von hier aus gut besucht, einige der Besucher waren unser Postmeister Neufeld samt Frau, H. Epp und Gattin, ferner Joh. Regier, Jak. und J. W. Friesen sowie Cor. Epp. J. W. Friesen nahm die Gelegenheit wahr und kaufte sich eine elegante Kutsche. John versteht das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Schuster Schönhoff fiel so unglücklich, daß er sich einen Arm verstauchte und unfähig wurde, etwas zu versohlen. Damit der Schaden Zeit habe zu heilen, trat er samt Gattin eine Reise nach Minnesota an, wo sie ihre dort wohnenden Kinder mit einem Besuche erfreuen.

Die Reise nach Saskatchewan begann heute Peter Schmor und Heinrich Brucks, wo sie sich wahrscheinlich auch zu rechter Zeit häuslich einzurichten gedenken.

Korr.

Jansen, 10. Sept. 1901. Lieber Editor! Mein Freund, Herr Edward F. Swift von Chicago, derselbe, der mit mir in Rußland war, schreibt mir, daß er in den Counties Lyon und Wabaunsee, Kansas, ungefähr 8000 Acres Land zu verkaufen hat.

Dieses Land liegt zusammenhängend und würde sich vielleicht zu einer kleinen Kolonie eigenen. — Die Preise sind von $20.00 bis $27.50 per Acre.

Da ich glaube, daß sich vielleicht Ihre Kansas-Leser für diese Sache interessieren dürften, so bitte ich, obiges in Ihr wertes Blatt aufnehmen zu wollen. —

Ich selbst bin in keiner Weise finanziell dabei interessiert und sollten sich resp. Käufer an Mr. J. O. Southard, Allen, Kansas, wenden, welcher Herrn Swift dort vertritt. —

Witterung hier für Winterweizensäen günstig und hat der Regen auch noch dem späten Welschkorn geholfen, so daß es auf Stellen noch einen ziemlichen Ertrag geben dürfte. —

Wir Schafmäster werden unsere Operationen in diesem Jahre wohl sehr einschränken und denke ich selbst nur etwa 6000 Stück zu füttern. —

Mit herzl. Gruß und besten Wünschen für die „Rundschau", welche unter Ihrer Leitung an Wert sehr viel gewonnen hat, zeichne als Ihr ergebener

Peter Jansen.

Minnesota.

Wilmont, den 2. Sept. Br. Joseph Gingrich und Jost Joder von Amish, Iowa, machten einen kurzen Besuch in dieser Gegend. Br. Gingrich predigte zu einer aufmerksamen Versammlung am Sonntag, den 25. August, im Hause des John Gerber. Die Brüder reisten am Montag, den 26. August, nach Clarion, Wright Co., Iowa, um dort einige Tage anzuhalten.

Prediger Peter Oswald von Fulda hat seine Farm verkauft zu $40.00 per Acre und will nach Cummings Co., Neb., übersiedeln. Er beabsichtigt nächsten Donnerstag seine Reise nach genanntem Orte anzutreten, um Land zu kaufen. Ben Griefer wird ebenfalls dorthinziehen und hat bereits eine Farm daselbst gekauft.

Pred. David Schlabach von Worthington wird diesen Herbst nach Oscoda Co., Mich., übersiedeln. Das Getreide ist nun alles aufgestockt und schon ein großer Teil gedroschen, aber es kann noch über zwei Monate dauern, bis alles gedroschen ist.

Wir hatten letzte Woche ein paar Gewitterregen und Sturm dabei, welcher den Gipfel von manchem Getreidestock abwehete. In der Nähe von Fulda sind einige Stöcke vom Blitz getroffen und niedergebrannt.

Korr.

Mountain Lake, den 13. Sept. 1901. Unser Städtchen Mt. Lake hat in letzter Zeit großartige Verbesserungen zu verzeichnen. Da sind zum Beispiel die Wasserwerke vor etwa einem Jahr eingeführt worden, kürzlich ist noch die Gasbeleuchtung dazugekommen, dann ist auch eine deutsche Schule (ein ansehnlicher Bau) beinahe fertig, und eine ganze Anzahl Wohnhäuser sind in letzter Zeit gebaut worden. Ein junger Freund, der etwa ein und einhalb Jahre von zu Hause abwesend war, sagte unlängst zu mir: „Mt. Lake hat sich in dieser Zeit doch sehr verändert."

Auch die Umgegend wird nach verschiedenen Hinsichten verbessert, sowohl durch neue und größere Gebäulichkeiten, als auch durch Anpflanzungen von Obstgärten u. s. w. Was aber besonders ins Auge fällt, sind die vielen und nach unserer Meinung großen Kornfelder. Vor etwa 10 Jahren war es beinahe ein Wunder, wenn ein Farmer 10 Acres mit Korn bepflanzte, jetzt aber ist es keine Seltenheit, wenn man von 30 bis 80 Acres Korn auf einer Farm sieht. Zu diesem Wechsel haben uns verschiedene Umstände bewogen: 1. weil wir ausgefunden, daß es hier im südlichen Minn. sehr gutes Korn giebt und reif wird, ehe der Frost im Herbst kommt. Dann hat uns auch das Unkraut, als wilder Hafer, etwas dazu bestimmt, der dadurch sehr gedämpft wird, 3. ist uns das Kornbrechen jetzt eine Lust, was früher das Gegenteil war.

Den 3. Sept. fuhr wieder einmal ein ganzer Train von 22 Cars beladen mit Vieh, Maschinen und allerlei Farmgerätschaft mit samt den Eigentümern von acht Familien aus dieser Gegend nach Osler, Sask., um dort eine bessere Heimat zu gründen, als ihnen Minn. bieten konnte. —

Dieses Wanderfieber scheint jetzt einen andern Kurs zu nehmen; denn man hört viel von Washington sprechen. Einige von hier haben sich dort schon angekauft und wollen nächstens hinziehen, darunter F. H. Janzen und J. D. Hiebert; andere fahren hin, um es zu besehen.

Den 6. d. M. starb Heinrich, Sohn des Jakob Entz, fr. Schönwiese, Rußl., im Alter von 22 Jahren und wurde den 9. von der Quirings-Kirche aus auf dem Kirchhofe bei J. C. Klaassens begraben. Der Verstorbene war von Jugend auf kränklich und zu jeder Arbeit fast zu schwach, doch in den letzten Jahren konnte er auf der Farm seines Vaters etwas mithelfen. Die letzten drei Tage war er schwer krank.

Den 5. Sept. kehrte Hy. S. Both, Sohn des Aeltesten Hein. Both, nachdem er längere Zeit als Bibelkolporteur in Manitoba und N. Dak. thätig gewesen, auf kurze Zeit heim. Joh. H. Both, unser populärer Distrikt-Schulmeister, fuhr den 9. nach McPherson, Kan., um daselbst das College zu besuchen und sich mehr in seinem Beruf zu schärfen.

Von denen, die die State Fair bei St. Paul von hier besuchten, waren: J. H. Regier, H. J. Fast, Bern. Willems, A. F. Janzen, A. A. Wall samt Gattin und Gerh. Buhler, ebenfalls samt Gattin.

Korr.

Süddakota.

Parkston, den 9. Sept. 1901. Zuvor einen Gruß an alle Rundschauleser! Ich bin recht froh und dankbar zum lieben Gott, der uns alle gesund erhalten und reichlich gesegnet hat dieses Jahr. Wir hatten diesen Sommer zuweilen auch ziemlich warm, aber doch nicht wie in vielen andern Staaten.

Die Ernte ist ziemlich gut ausgefallen. Roggen giebt es von 15 bis 25 Bushel vom Acre, Weizen von 10 bis 18 Bu., Hafer von 30 bis 55 Bu. und Korn ist auch ziemlich gut hier bei uns. Stellenweise giebt es 50 Bu. vom Acre. Dann haben wir aber auch Felder, wo es nur 20 giebt. Kartoffeln giebt es nicht viel; doch genug für den eigenen Bedarf. Heu hat es auch viel gegeben. Die Dreschmaschinen sind noch recht sehr im Gange hier, sie haben noch lang zu dreschen. Gegenwärtig haben wir Regenwetter, das hält das Dreschen etwas zurück. Die Farmer sind am Pflügen für Roggen. Das Pflügen geht jetzt auch recht gut. Ich habe mir letztes Frühjahr eine kleine Grove angepflanzt. Die Bäume sind alle schön gewachsen. Es ist diesen Sommer hier viel Land verkauft worden. Das Land ist gestiegen im Preis, es kostet von 20 bis 30 Dollars den Acre. Knechte bekommen hier einen guten Lohn, von 20 bis 23 Dollars den Monat. Beim Dreschen verdient ein Mann zwei Dollars den Tag.

Nun, ihr lieben Geschwister in Oklahoma, Joseph und Barbara Müller, wie geht es euch? Fühlt ihr euch schon daheim in Oklahoma? Ich hab euch geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten.

Ich will schließen mit Ps. 23: „Der Herr ist mein Hirte, er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser."

Liebe Seele, kannst du auch so sagen? Wenn so, dann freue dich, dann hast du einen guten Hirten und es wird dir nichts mangeln.

Christian L. Müller.

Canada.

Manitoba.

Reinland, 9. Sept. Der Gesundheitszustand ist hier zur Zeit sehr gut zu nennen. Das Wetter ist vortrefflich, und jedermann, ob groß oder klein, ist emsig an der Arbeit. Das Dreschen ist an der Tagesordnung; vier große Dreschausrüstungen sind aus unserem Dörfchen in die Felder gerückt und räumen aber auch gehörig zwischen den dichten Hockenreihen auf. Der Ertrag ist sehr verschieden: von 14 bis 30 Bushel Weizen vom Acre. Futtergetreide ist hier noch nicht gedroschen.

Bei der einen Ausrüstung gab's eine kleine Unterbrechung, indem eine Fuhre Weizengarben verbrannte. Das Feuer ist wahrscheinlich von der Maschine entstanden. Der Wagen wurde zur Not gerettet, etliche Stellen sind doch sehr beschädigt.

Den 8. Sept. hat sich der erste Nachtfrost in diesem Sommer gezeigt, der auch sehr in den Gärten aufgeräumt hat. Wassermelonen und Gurken sind total verfroren.

M.

Steinbach, den 9. Sept. Das Dreschen ist im vollen Gange, die Getreidehaufen, die vor kurzem aufschossen wie die Pilze, fangen wieder an abzunehmen. Der Ertrag ist demgemäß gar nicht so groß, wie es aussah, als das Getteide noch auf dem Halm war. Der gefallene Frost hat viel geschadet. Letzte Woche wurden hier im Dorf zwei Kinder bei alte Klaas Reimer begraben. Was für eine Krankheit es war, ist unbekannt. Muß noch berichten, daß es letzte Nacht so gefroren hat, daß die Saure-Gurkenzeit wohl verüber sein wird.

Schließe für diesmal, mit Gruß an alle lieben Leser, nebst Editor.

Ein Leser.

Rußland.

Danilofka, den 12. Aug. 1901. Werte Redaktion! Berichte Ihnen, daß ich das Geld erst Ende August von hier abschicke, und zwar erhalten Sie dasselbige durch Herrn Heinrich Schütt, Hamburg. Vom 14. Juli 1901 war in Tokoltschak bei dem alten Johann Sperling Ausruf. Der alte Bruder Sperling verkauft alles, was er hat und zieht nach Danilofka zu seinem Sohn Peter Sperling, bei welchem er seine alten Tage in Ruhe und Frieden zuzubringen gedenkt. Der Alte ist schon ziemlich schwach.

Freundlich grüßend,

H. Warkentin.

Das Meer als Quelle der Völkergröße.

Das Meer ist unwirtlich. Was der Mensch ihm unmittelbar durch Fischerei und Salzbereitung abgewinnen kann, ist gering an Wert im Vergleich zu der weiten Ausdehnung der Ozeane. Und doch ringen die Völker von jeher um die Seeherrschaft; denn das Meer ist wichtig als ein Weg, der zu Macht und Reichtum führt. Wenn auch Stürme auf ihm toben, so ist es doch leichter befahrbar als das Land. Der Schiffer, der sich ihm anvertraut, kann von einem Punkte, von einer noch so kleinen Küste aus, in weite Räume vordringen und sie auch beherrschen. Zu welcher Macht die Schifffahrt allein führen kann, davon zeugt die Geschichte Venedigs, das seinen Landbesitz systematisch aufs notwendigste beschränkte. Bei der Teilung des oströmischen Reiches verschmähte es Epirus und Anatolien und begnügte sich mit Durazzu und den Aegäischen Inseln und doch schwang es sich zu einer Großmacht empor; seine Stärke lag in den 36,000 Seeleuten und 3,300 Fahrzeugen, über die es in seiner guten Zeit verfügte.

In unseren Tagen, da der Verkehr alle Erdteile und Ozeane umspannt hat, ist die Bedeutung des Meeres für den Wohlstand der Völker gestiegen, und Fragen der Seeherrschaft werden im 20. Jahrhundert in der Weltpolitik eine wachsende Bedeutung erlangen. Von diesem Weltbewerb wird Deutschland nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, ausgeschlossen bleiben, und es ist darum wohl angezeigt, im Volke den Sinn für die Wichtigkeit der überseeischen Fragen zu wecken.

Weittragend ist schon die physische Wirkung der See auf den Menschen. Das Land können wir bezwingen, der Urwald wird ausgerodet, die Wiese durch Bewässerung fruchtbar gemacht; das Meer aber läßt sich niemals völlig unterwerfen, der Seefahrer muß mit ihm unabläßig streiten und ringen. So stählt das Meer den Charakter der Seevölker. Indem es sie aber immer in weite Fernen zu neuen Küsten lockt, erzeugt es in ihnen den Wagemut und erweitert ihren Horizont. „Aus endlosen Horizonten aber," bemerkt treffend Fr. Ratzel, „wächst ein großer Zug von Kühnheit, Ausdauer und Fernblick in den Geist und Charakter der Seevölker hinein. Seevölker haben am wesentlichsten beigetragen zur Vergrößerung der politischen Maßstäbe. Die enge territoriale Politik ist ihrem Wesen nach kurzsichtig; das weite Meer erweitert den Blick nicht bloß des Kaufmanns, sondern auch des Staatsmanns. Nur das Meer kann wahre Weltmächte erziehen. Die weltgeschichtliche Größe Roms beginnt doch erst mit der Verwirklichung der Erkenntnis, daß eine große Macht auch Seemacht sein müsse, und das siegreiche Neue in Roms Entfaltung ist die Verbindung von Land und Seemacht, die die maritimen Monopole der Punier und Griechen für immer zerbrach. Bei dem seemächtigen Athen ist immer mehr großgriechische Auffassung gewesen als bei dem beschränkten Sparta. Und ist es nicht der Odem des Meeres, der unsere Brust erweitert und unser Blut rascher fließen macht, wenn wir die Geschichte der Hansa aufschlagen? Sie berührt uns wie ein Strom frischer Luft, den man in die Staub- und Moderatmosphäre des siechen Reiches einläßt."

Seevölker sind auch darum Träger des Kulturfortschrittes gewesen. Es fehlt nicht an Völkern, die, abgewandt vom Meere gelebt, Kulturen geschaffen und Staaten aufgebaut haben. Die Geschichte Aegyptens oder Chinas ist sicherlich in keiner Weise unrühmlich, aber ihrem einförmigen Verlauf fehlen die belebenden Gegensätze, und er kommt früh ins Stocken. Nur Halbkulturen, das heißt, Kulturen, die nicht fertig geworden sind, haben sich in solch binnenländischer Abgeschiedenheit entwickelt.

Freilich hat die reine Seemacht auch ihre Schattenseiten. Auf die Dauer vermag sie der Landmacht nicht standzuhalten. Wohl kann die Seemacht feindliche Angriffe abwehren, die Küsten des Feindes erobern, aber sie hat sich fast immer als zu schwach erwiesen, den Krieg in das Innere des Landes zu tragen und endlichen Sieg zu erringen. Reine Seemächte fanden bald ihren Untergang, wie das die Geschichte Venedigs und der Hansa beweisen.

In der Neuzeit ist darum immer mehr und mehr das Bestreben hervorgetreten, der Seemacht durch Landbesitz Stütze zu verleihen; es fand den deutlichen Ausdruck in den Kolonialreichen Spaniens und Englands.

Die Geschichte bringt aber noch eine andere Wandlung zustande. In früheren Epochen gab es immer nur einige wenige Seevölker, die um die Herrschaft des Meeres stritten oder sie allein an sich rissen. Gegenwärtig drängt alles nach dem Meere und die Seevölker werden zahlreicher. Reine Landmächte, wie das Fränkische Reich oder das Deutsche Reich des Mittelalters, sind heute ebenso undenkbar in Europa wie jene reinen Seemächte, die das Monopol des Seeverkehrs besaßen. Heute ist z. B. fast jedes an das Mittelmeer grenzende Volk auch ein Seevolk, und keins kann die Herrschaft für sich allein in Anspruch nehmen, die wachsende Flottenmacht Frankreichs, Italiens, Oesterreich-Ungarns, Rußlands und der kleineren Staaten macht es unmöglich. Und auch in dieser Beziehung werden die großen Meere in den Spuren der kleinen gehen; ihre Beherrschung wird geteilt werden. Das bereitet sich z. B. in dem nördlichen Becken des Stillen Ozeans vor. Neben den einheimischen Mächten Japan und China treten dort Engländer und Russen, Deutsche und Franzosen und zuletzt auch die Nordamerikaner als Rivalen auf. Jeder Großstaat hat dort etwas zu verteidigen und zu schützen, und das ist natürlich, da heute ein Großstaat ohne wirtschaftliche Weltinteressen undenkbar ist. Es ist aber auch klar geworden, daß in diesem Wettbewerb die reinen kulturellen Vorzüge wie Bildung, technische Geschicklichkeit und Handelsfleiß nicht genügen: „Es gehört zu den beherzigenswertesten Erfahrungen des 19. Jahrhunderts, daß nicht die Millionen von deutschen Einwanderern in den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht die Millionen Italiener, die 1891 bis 1896 in Argentinien einwanderten, Macht sind, sondern die Möglichkeit, mit Machtmitteln über das Meer hin bis an die Küsten wirksam und zur Not gefürchtet zu sein, wo unsere Volksgenossen sich angesiedelt haben."

Es werden darum in Zukunft die Flotten ebenso notwendig werden wie die Armeen, und in der Weltpolitik wird das Meer die Völker auf neue Proben stellen. „Deren Ausgang wird uns lehren," schließt Fr. Ratzel seine Ausführungen, „daß viele Unterschiede der Rasse, der Kultur und der Macht, die heute hoch veranschlagt sind, dem einen großen Gegensatz von stark und schwach untergeordnet bleiben und daß man künftig noch mehr als heute in der Beherrschung des Meeres einen der wesentlichsten Gründe der Größe der Völker anerkennen wird."

„Die Sprache der Affen."

Garners wie oben betiteltes Buch ist wohl schon vor fast zehn Jahren geschrieben, tritt aber in seiner deutschen Uebersetzung durch Professor Marschall, den bekannten Leipziger Zoologen, erst jetzt vor einen größeren deutschen Leserkreis. Von „sprechenden" Tieren ist ja nicht zum ersten Male die Rede, giebt es doch schon lange „sprechende" Amazonen, Kakadus, Jacos, Araras, Halsbandsittiche, Raben, Elstern, Stare, Gimpel, denen sich in neuester Zeit Wellensittiche, Sperlingspapageien, ja sogar der Kanarienvogel zugesellt haben. Hört man die glücklichen Besitzer solcher Sprecher der Tierwelt, dann verfügen diese Redner über einen ganz unglaublichen Sprachschatz, den sie in eigener Wortkonzeption täglich zu vermehren und bei passender Gelegenheit sicher anzuwenden wissen, während wieder minder enthusiasmierte Zuhörer den Papageien alle Sprachfähigkeit absprechen und in deren sogenanntem Sprechen lediglich automatisches Herleiern, mechanisches Nachplappern von Worten zu erblicken vermögen. Den Amerikaner Garner veranlaßten verschiedene Beobachtungen, die er in dem zoologischen Garten zu Cincinnati gemacht hatte, der Frage über die Tiersprache nachzugehen. So hatte er unter anderem die Beobachtung gemacht, daß kleine Affen, welche in der Nachbarschaft eines großen, sehr wilden Mandrills untergebracht waren, diesen stets beobachteten und dabei die ihm zunächst befindlichen den weiter entfernten Kameraden durch verschiedene Rufe mitzuteilen schienen, was der Mandrill thue, ob er in seinem Schlafkäfige sich befinde, bei der Mahlzeit sei, sich herumtreibe u. s. w. Nach weiteren Beobachtungen in den zoologischen Gärten von New York, Philadelphia, Chicago und in verschiedenen Menagerien kam Garner auf den glücklichen Einfall, Lautäußerungen der Affen mit Hilfe eines Phonographen aufzunehmen. Als er so ein Affenpärchen nach längerem Beisammensein trennte und dann verschiedene Rufe des einen und des anderen Aeffchens phonographisch aufnahm und bald den einen, bald den anderen Affen hören ließ, waren die Tiere ganz verblüfft und suchten eifrig nach dem Kameraden, dem sie diese Rufe des Apparates zuschrieben. Ein kleines Kapuzineräffchen schien immer ganz gleiche Rufe auszustoßen. Garner fand aber bald, daß sich die Töne in der Klangfarbe unterschieden und dann ganz verschiedene Bedeutung hatten. Das Aeffchen rief anders, wenn es trinken, anders, wenn es essen wollte. Ein anderes Kapuzineräffchen ließ in der Erregung einen in der Höhe dem F-Forte auf dem Klavier entsprechenden Ton hören, der sich etwa wiedergeben läßt, wenn man den Rücken seiner Hand kräftig küßt und den entstehenden Ton um einige Sekunden verlängert. Des Aeffchens Ruf nach „Trank" war um drei Oktaven, sein Ruf nach „Speise" um vier Oktaven tiefer. Als Garner den das Verlangen nach Speise bedeutenden Ruf des Kapuzineräffchens phonographisch aufgenommen hatte und dann fünf braunen Kapuzineraffen des Centralparks zu New York vorführte, gaben sofort alle darauf Antwort und kamen nach vorne zum Gitter. Wer sich in unseren modernen Tiergärten für die großen und kleinen Vertreter der Affenwelt mehr interessiert und sich mit ihnen näher einläßt, wird finden, daß die Kapuzineräffchen zu den zuthunlichsten, plaudersüchtigsten Kleinaffen gehören. Steht man ihnen zu Gesicht, so halten sie einem eine ganze Standrede. Garner hat solches Kauderwälsch verschiedenster Töne phonographisch aufgenommen und den Apparat anderen Kapuzineräffchen wieder vorsprechen lassen, die ganz verblüfft dem Apparat sich näherten, sich von ihm wieder zurückzogen, leise antworteten und ganz außer Fassung gerieten, als ihnen während des Sprechens ein Spiegel vorgehalten wurde und sie nun erst recht nicht wußten, woher denn der ihnen so bekannte Redeschwall rühre. Wie kleine Knaben beim Spiele sich warnend zurufen, stieß ein sehr intelligentes braunes Kapuzineräffchen ein deutliches „i-tsch-g-k" aus, während es ein „c-h-i" mit kurzem i und gutturalem c-h hören ließ, wenn sich jemand näherte, den es nicht fürchtete. Unsere allbekannten Bettler im Affenhause, die Rhesusaffen, rufen „nqu-u-w", wenn sie Futter wollen. Garner hatte diesen Futterruf im Centralpark mittels des Phonographen aufgenommen und ließ ihn am nächsten Tage neuangekommenen sieben Rhesusaffen hören; sofort antworteten alle Affen und gaben, als man ihnen Mohrrüben und Aepfel zeigte, dieselben Rufe von sich. Diese und viele anderen Versuche führten Garner zu der Ueberzeugung, daß die Rufe, deren sich die heutigen Affen bedienen, doch weit mehr seien, als eine bloße Reihe aneinander gefügter, ächzender, grunzender Laute, daß man aus verschiedensten Gründen das Recht habe, von einer „Affensprache" zu reden. Die Laute der Affen seien vorher überlegte, willkürliche, artikulierte, immer an bestimmte Individuen und ersichtlich zu dem Zwecke gerichtet, um sich verständlich zu machen. In der Art, wie sich die Affen beim Rufen benehmen, wie sie die Laute hervorbringen, komme zum Ausdruck, daß sie wissen, was sie mit dem Rufe ausdrücken wollen. Sie machen nach den einzelnen Rufen Zwischenpausen und warten die Antwort ab, sie wiederholen den Ruf, wenn die Antwort ausbleibt, sie rufen nur, wenn jemand in der Nähe ist, sie blicken den, dem ihre Rufe gelten, an, sie verstehen die Rufe anderer Individuen ihrer Art und beantworten sie in gleicher Weise, sie lassen sich bei diesem Verstehen nicht durch Gesten und äußere Zeichen oder psychisch beeinflussen, denn sie fassen die Töne auch auf, wenn der Mensch oder der phonographische Apparat sie hören läßt. Der gleiche Laut bedeutet ihnen immer die gleiche Sache und immer reagieren die Affen derselben Art auf dieselben Laute in gleicher Weise. Ueberdies erzeugen die Affen diese Laute mit Hilfe ihrer Stimmorgane und modellieren sie, wie es der Mensch thut, mit Zähnen, Lippen, Zunge. So Garner! Denke darüber jeder, wie er wolle, jedenfalls sind das interessante Beobachtungsresultate, die, manch phantastischer und auch manch unwissenschaftlicher Auffassung und Behauptung entkleidet, gewiß viele anregen dürften, auf dem angegebenen Wege eigene Beobachtungen anzustellen. (D. Voltsfrd.)

Der Gelehrte Bentley war in seinem Umgange sehr unbeholfen und verlegen; er war fast nie in feine Gesellschaft gekommen. Als er einst bei einer Gräfin F. eingeladen war, traf er dort eine große Gesellschaft. Dies setzte ihn so in Verlegenheit, daß er sehr bestürzt wurde und sich bald wieder entfernte. „Wer war der sonderbare Mann?" fragte jemand. — „Es ist ein so gelehrter Mann," versetzte die Gräfin, „daß er weiß, wie ein Stuhl auf hebräisch und griechisch heißt; aber er weiß nicht, wie man darauf sitzen soll."

Unterhaltung.

Gaudentius

von

Rev. G. E. Davies.

(Fortsetzung.)

Das Verbrechen, dessen sie beschuldigt wären, sagte er, (während von der Menge, die begierig war, die Wahrheit zu erfahren, jeder Ton aufgefangen wurde), war das der verletzten Ehrfurcht gegen den Kaiser, dadurch, daß sie den Namen des Jupiter, dessen Ehre Domitian als Pontifex Maximus und Hüter des Staates zu beschützen hatte, entehrt hätten. Nach einigen Bemerkungen in diesem Sinne sagte schließlich der Prätor, daß, da man es mit einem Majestätsverbrechen oder Hochverrat zu thun hätte, das Gesetz ein Verhör der Sklaven der Angeklagten unter Folterqualen beabsichtige, um noch mehr Beweise der Schuld gegen die Gefangenen zu erfahren. Er beauftragte die Gerichtsbeamten, den ersten Zeugen vorzubringen.

Zwei Gerichtsdiener drängten sich auf diesen Befehl durch die Menge nach einem Platze hin, wo an der Seite des Gerichtshofes zusammengekauert und zitternd vor Furcht, unter Aufsicht von zwei Soldaten in voller Rüstung, die Sklaven aus dem Haushalte des Gaudentius standen.

Als sie wieder im Gerichtshofe erschienen, zogen sie die Gestalt eines Mannes mit sich fort, der, mehr tot als lebendig, unfähig schien, ohne Beistand sich aufrecht zu halten. Vor Schrecken gelähmt, konnte der zitternde, unglückliche Mensch kaum seine Augen zum Richterstuhl emporrichten. Als er endlich, auf den bestimmten Aufruf des Prätors, sein Gesicht einen Augenblick nach der Richtung hinwandte, sah man das entsetzte, blutlose Antlitz des Chärilus.

„Carnifex," (der Titel des Scharfrichters, der die Verbrecher oder Sklaven zu foltern hatte) „komm und thu deine Pflicht!"

Die Menge schauderte zu jeder Seite des Richtersitzes mit Gesten des Abscheues und des Widerwillens zurück, als ein ungeheuer großer Mann mit aufgeblasenem, rohem Gesichte und mit einer schwarzen, groben Tunika bekleidet, die mit Blut besprengt war, sich dem Gerichtsstuhle näherte und, indem er seine sehnigen Arme entblößte, über dem beinahe besinnungslosen Sklaven stand, auf ein Wort des Prätors wartend, um seine Aufgabe zu beginnen.

Aber in diesem Augenblicke schritt Attalus vor und bat um einen Augenblick Aufschub für den Sklaven. Die Thatsache war, daß es ihm zum ersten Male eingefallen war, daß das Verhör des Chärilus mehr ergeben würde, als ihm zu seinem Zwecke paßte. Er hatte sehr sorgfältig Marcella von der Anklage, in die er ihren Vater verwickelt, ausgeschlossen, da er, wie er triumphierend glaubte, dadurch sicher war, entweder durch Gewalt oder List in ihren Besitz zu gelangen, wenn er ihren Beschützer vernichten konnte. Aber wenn Chärilus ausgeforscht wurde, und die Teilnahme Marcellas an der Religion des Vaters verriet, so war es unmöglich, sie vor der Hand des Gerichts zu bewahren. Selbst der Prätor würde den Zorn des Domitian nicht riskieren, indem er jemand, der in irgend einer Weise eines Verbrechens gegen den Kaiser angeklagt war, dem Gerichte entzog.

Der Syrer trat daher vor und bat den Prätor mit erheuchelter Sympathie für den Sklaven (den er mit dem größten Vergnügen auf der Folter gesehen hätte, wenn es ihm gepaßt hätte), den Befehl zur Folter einige Minuten aufzuschieben. Er erklärte, daß, obgleich er Widerwillen empfände gegen Männer wie diese Gefangenen zu zeugen, deren Freundschaft er so viele Jahre genossen, sein menschliches Mitgefühl für den Sklaven ihn zwänge, sich selbst als Zeuge anzubieten. Wenn seine Aussage ein nicht genügender Beweis des Verbrechens wäre, so könne ja der Sklave immer noch gefoltert werden.

Der Prätor, dem nicht gerade viel an der Folter des Elenden gelegen war, erklärte sich mit dem Anerbieten einverstanden, und Attalus mußte den üblichen Eid leisten. Er gab darauf einen Bericht, der in der That ganz wahrheitsgetreu war, von der Art und Weise, wie der Auftrag des Kaisers am vorhergehenden Tage aufgenommen worden war, und beschrieb, wie die Gefangenen Jupiter Capitolinus, dessen Tempel wieder herzustellen sie beauftragt waren, gelästert hätten, und fügte hinzu, daß er dank dem Berichte des guten Sklaven, der mit genauer Not einer unverdienten Folterqual entronnen, schon seit längerer Zeit gewußt, daß Gaudentius zu der Sekte der Christen gehöre.

Gaudentius hatte bis dahin geringe Zeichen der Bewegung gezeigt, aber bei dieser Erklärung konnte er sich nicht enthalten, dem Chärilus einen Blick traurigen Vorwurfes zu senden, welcher den armen Wicht seine Augen mit den Händen verdecken und laut aufseufzen ließ.

Aber Attalus fuhr fort. Er deutete an, daß der kürzeste Weg, diesen Fall zu entscheiden, wäre, wenn man seine Zuflucht zu dem alten Verfahren nähme, die Angeklagten aufzufordern, einige Körner Weihrauch auf den Altar des Jupiter zu werfen. Wenn sie sich weigerten, dem Gotte dies Opfer darzubringen, so läge ihre Gottlosigkeit ja klar am Tage.

Der Prätor überlegte einige Minuten und drückte dann seinen Beifall zu dem Plane aus. Ein kleiner, beweglicher Altar aus weißem Stein mit der Inschrift: "Jovi Op. Max. Sacrum" wurde herbeigeschafft und in die Mitte des Gerichtshofes gesetzt. Eine kleine Dose mit Weihrauch wurde geöffnet und den Gefangenen überreicht, um noch etwas zu dem, was schon in der kleinen Vertiefung der Platte des Altars brannte, hinzuzuthun.

Aller Augen waren auf die beiden Männer gerichtet, begierig, ob sie dieser Aufforderung nachkommen würden. Ein Seufzen ging durch die Menge, als der eine wie der andere die dargebotene Dose mit einer Bewegung des Abscheus auf die Seite warf. Das Stöhnen drückte keinen Schrecken über die That ihrer Religion gegenüber aus, sondern eher Enttäuschung über den Schritt, durch welchen sie sich, wie die Menge voraussetzte, in hartnäckigem Wahne jede Hoffnung des Lebens abgeschnitten hatten.

Der Prätor drängte sie, den einfachen Akt der Huldigung auszuführen, aber vergebens. Noch einmal wurde das Anerbieten fest verworfen, und der Prätor, sich zu den Richtern wendend, forderte dieselben auf, ihr Urteil zu fällen.

Jeder der Richter war mit drei Wachstäfelchen versehen. Eine trug den Buchstaben A. (absolvo), die Stimme der Lossprechung, eine trug den Buchstaben C. (condemno) oder Verurteilung, während die dritte die Buchstaben (non liquet) oder nicht bewiesen trug. Jeder Richter zog nun die Stimme hervor, welche er zu geben beabsichtigte, und wartete, bis einer der Diener die ausgehauene Prophyrurne herumtrug, in welcher die Täfelchen gesammelt wurden. Die Menge sah in atemloser Stille zu, wie jeder Richter sein Täfelchen in die Urne fallen ließ, obgleich kein Zweifel über das Urteil herrschte, und selbst, wenn derselbe da gewesen wäre, so würde ein Blick in das Gesicht jedes Richters, während er seine Stimme gab, denselben beseitigt haben.

Der Diener kehrte von seinem Rundgange zum Prätor zurück. Die Urne wurde abgeliefert, ihr Inhalt auf den Marmortisch geschüttet; der Prätor überflog sie eilig mit den Augen und erklärte nach weniger als einer Minute unter Todesschweigen, daß die Richter einstimmig die Männer des Majestätsverbrechens für schuldig erklärten.

Gaudentius schloß einen Augenblick seine Augen, während seine Lippen zitterten. Glykons Gesicht erglühte vor Begeisterung und wurde dann wieder blaß. Im nächsten Augenblick lauschten beide auf den Urteilspruch des Prätors.

Er sagte ihnen, daß während der Abwesenheit des Domitian von Rom der Urteilspruch aufgeschoben werden würde, bis man seiner Wünsche gewiß wäre, und daß sie bis dahin in Verwahrsam gehalten werden sollten. Er übergab sie dann in aller Form einem Centurio zur Bewachung, und die beiden Christen gingen mit emporgerichtetem Haupte und festem Schritt das Marmorpflaster der Halle hinab und hinaus in die frische Luft. Aber alle wußten, daß Domitian in acht Tagen von der Villa Sabina zurückkehrte, und in neun Tagen war das festgesetzte Schauspiel im Amphitheater.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Verabredung.

Wir müssen einen Augenblick zu Chärilus zurückkehren, den wir zuletzt in der Gewalt des Scharfrichters sahen. Als das Urteil über seinen Herrn gesprochen war, sah der unglückliche Sklave sich von der Gefahr befreit, die ihn bedrohte. Die Notwendigkeit zu weiterem Verhör der Zeugen war nicht mehr vorhanden. Die Sklaven des verdächtigen Haushaltes wurden entlassen. Aber Chärilus, der sich nicht von dem Schrecken seiner Lage erholt hatte, hörte die Erlaubnis und schien nicht mehr genügend Energie und Leben zu besitzen, um sich vom Flecke zu bewegen. Er blickte wie abwesend über die Menge, welche die Basilika hinabeilte, ebenso darauf bedacht, aus dem Gebäude zu eilen, wie sie es vorher gewesen waren, in dasselbe zu kommen. Der Gerichtshof war ziemlich leer, als der Sklave langsam und wie mechanisch, seine Augen auf den Boden gerichtet, zu der Thür hinabwankte und in die frische Luft trat.

Ein Mann stand gegen eine der Säulen gelehnt, welche die Säulenhalle stützten. Sein Blick war auf einen Punkt des Forums gerichtet, wo die Menge am dichtesten schien, und wo das Glitzern der Speere über den Häuptern der Zuschauenden zeigte, daß die Gefangenen zu dem Orte ihrer Haft geführt wurden. An einem Punkte unter dem Kapitolinischen Hügel schien die Menge plötzlich zum Stillstande zu kommen, und Chärilus sagte schaudernd mit lauter Stimme:

„Das Tullianum! O, mein Herr, mein Herr!"

Die Worte trafen das Ohr des andern Beobachters, und er drehte sich unwillkürlich um, um den Sprecher anzusehen. Die Augen der beiden Männer trafen sich.

Der Fremde, der, um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken, augenscheinlich einen Beobachtungsposten gewählt hatte, von welchem aus er alles zu sehen hoffte, ohne selbst gesehen zu werden, war in der That ein Mann, der kaum hoffen durfte, in irgend einer Gesellschaft unbemerkt durchzuschlüpfen. Er war ein langer, hager aussehender, ärmlich gekleideter Mensch, der einen rauhen Uebermantel von einem Stoff so grob wie Sackuch anhatte, und mit einem Hute, der, obgleich er die Gesichtszüge nicht ganz verdeckte, den Kopf vollständig überschattete und bedeckte. Aber der Mantel war über und über mit rötlich aussehendem Schmutze befleckt, der auch an den ungegerbten Schuhen, die er trug, hing.

Jeder gewöhnliche Beobachter würde ihn sogleich für einen der Arbeiter gehalten haben, die ihr Leben erhalten, indem sie in den Sandgruben Roms nach Eisenkitt gegraben, der damals ebenso viel wie heutzutage zu dem berühmten römischen Cement gebraucht wurde.

Insofern mochte er der Aufmerksamkeit entgangen sein, obgleich es nicht ein sehr gewöhnlicher Anblick war, einen dieser Bergleute in der Stadt selbst zu sehen; aber das seltsame Antlitz, welches sich dem genauen Beobachter zeigte, und die sorgfältige Art und Weise, in der er bemüht war, die Bedeckung über sein Gesicht zu halten, zog die Aufmerksamkeit auf ihn, gerade weil er bestrebt war, derselben zu entgehen.

Aber in diesem Augenblicke wurde er durch den Ausruf des Chärilus überrascht. Der kurze Blick, welchen er dem letzteren auf seine Gesichtszüge zu werfen erlaubt hatte, als er sich zu ihm wandte, genügte, um ihn zu erkennen.

„Ha!" rief der Sklave, „Ben-Ammi!"

„Du kennst mich also, Chärilus," sagte der andere in leisem Tone, indem er die Kutte noch weiter über sein Gesicht zog und um sich blickte, um zu sehen, ob niemand die Worte des Chärilus gehört hätte. Der Sklave nickte. Ben-Ammi sah ihn fest an und sagte in einem Tone tiefster Trauer: „Und ist es wirklich wahr, Chärilus? Hast du wirklich deinen Herrn, meinen Lebensretter, verraten?"

Des Sklaven Gesicht wurde glühend vor Zorn, und indem er seine Hand ballte, schrie er fast: „Nein, es ist falsch, falsch wie der Schurke, der es schwor!"

Ben-Ammi, beunruhigt über die Aufgeregtheit seines Gefährten, zog sich unwillkürlich hinter den Pfeiler zurück, und auch Chärilus war erschreckt durch das plötzliche Erscheinen eines der Gerichtsdiener, der aus der Basilika schlenderte und mit der Miene der Selbstgefälligkeit, die den Beamten in ihren Mußestunden eigen, die Hände auf den Rücken gelehnt, dastand und auf den Stufen der Säulenhalle eine Melodie summte.

„Folge mir," flüsterte Ben-Ammi, und die Stufen hinuntereilend, schritt er schnell über das Forum. Chärilus that, wie ihm geheißen, und ihm, so schnell er konnte, folgend durchkreuzte er mit ihm die verschlungenen engen Gassen der Suburra. Der Sklave konnte kaum mit seinem langbeinigen Führer Schritt halten und kam fast außer Atem. Als sie ihren Weg weiter verfolgten, sah Chärilus deutlich, daß die Absicht seines Gefährten war, die besuchtesten Orte zu vermeiden. Sie hatten die Suburra durchschritten, und immer noch nicht wurde der Schritt gemäßigt. Erst als sie die große Mauer hinter sich hatten, welche die eigentliche Grenze der Stadt bildete, gab Ben-Ammi den atemlosen Bitten seines Begleiters nach, ein wenig langsamer zu gehen und ihn Atem schöpfen zu lassen. Sie wandten sich einem Pfade zur Linken zu und setzten ihren Gang in etwas mäßigerem Tempo fort. Ben-Ammi war der erste, der das Stillschweigen brach.

„Du hast schon lange von der Gefahr gewußt, Chärilus? Ach, ich hörte erst heute morgen davon."

„Zeitig genug," murmelte der Sklave als Erwiderung. „Was für ein Narrenstreich führte dich gerade heute nach Rom?"

Ben-Ammi nahm keine Notiz von der Bemerkung, sondern fuhr in gedämpftem Tone, als ob er fürchtete, daß sogar die Wände Ohren hätten, fort: „Und was über Marcella? Was wird mit ihr geschehen?"

„Was mit ihr geschehen kann?" erwiderte der andere ungeduldig. „Mit ihr geschehen? Wer wird wohl irgend etwas für sie thun! Die, welche etwas für sie thun konnten, sind sicher genug."

„Ist sie wirklich allein gelassen in dem Hause, Chärilus — allein und ohne Beschützer?" Chärilus nickte düster.

„Chärilus, Chärilus," rief der andere, seinen Arm eilig ergreifend, „das darf nie geschehen, nicht auf einen Tag! Hast du Attalus vergessen?"

„Nein!" erwiderte er, mit den Zähnen knirschend, und langsam fortfahrend, „ich habe Attalus nicht vergessen; und was noch mehr ist, ich werde auch Attalus nicht vergessen; aber alles zu seiner Zeit, alles zu seiner Zeit!"

Ben-Ammi wandte sein hageres Gesicht dem Sklaven zu und schien ihn mit seinen Blicken durchbohren zu wollen, während Chärilus mit mürrischem Blicke da stand und mit etwas Verborgenem unter seiner Tunika spielte. Ben-Ammi griff noch einmal an seinen Arm.

„Ich weiß, was du meinst, Chärilus; ich kenne das Verbrechen, über das du brütest. Aber Gott verhüte, daß Marcella durch solche Mittel befreit werden sollte! Gieb es auf, gieb es auf," fügte er ernst hinzu; „wenn irgend jemand das Blut des Attalus gehört, so gehört es sicherlich mir."

Er ließ, als er dies sagte, den Mantel von seiner linken Schulter fallen und zeigte, wie verkrüppelt und zusammengeschrumpft sie war von Schmarren und Narben, die sich bis über die Brust hin erstreckten. Als der wild blickende alte Mann so da stand, seine hageren Wangen gerötet vor Erregung, seine grauen, wirren Locken über seine Brust und Schultern fallend, seine Augen glühend vor Feuer, sah er einen Augenblick wie Elias aus, der noch einmal zurückgekehrt war, um die Hand des Mörders zu erwarten.

Chärilus zitterte, als er auf ihn blickte. Er senkte seine Augen und schauderte zusammen.

„Ach!" sagte er, „man sagt, du seist aus dem Grabe erstanden, und ich kann es jetzt fast glauben."

„Ja, ich komme von den Gräbern her und führe mein Leben unter den Toten," sagte der alte Mann; „und ich fordere dich bei dem, der eines Tages die Lebendigen und die Toten richten wird, auf, nicht das Blut des Attalus zu vergießen."

„Ich habe bei den Göttern der Unterwelt geschworen," sagte der Sklave störrisch, „ich darf meinen Eid nicht brechen."

„Ja, und ich schwur es einst bei dem Gott des Himmels in den Tagen, da ich ihn noch nicht so kannte, wie ich ihn jetzt kenne — schwur, daß ich Auge um Auge, Zahn um Zahn haben wollte, wenn je die Zeit kommen würde. Und ich habe auch meinen Eid gebrochen. Möge es mir Gott vergeben! Aber es wäre besser, hundert aus Unwissenheit gethane Eide zu brechen, als ein Leben mit Bewußtsein zu nehmen."

„Dann willst du Marcella ihrem Schicksale überlassen? Schöne Dankbarkeit!" höhnte der Sklave.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

18. September 1901.

Der Name Czolgosz wird Tschalgosch ausgesprochen.

Die Art und Weise, wie gewisse Editoren das Christentum ihrer Kollegen messen und in Zweifel zu ziehen suchen, riecht stark nach—Jesuitentum.

Brüder, hütet euch vor solchen Leuten, die sich bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit als Moralprediger aufspielen, dabei aber in Privatkreisen, die einem „Russen" natürlich nicht zugänglich sind, sich über das „beschränkte" Mennonitentum lustig machen. Oeffentlich predigen sie Einfachheit und Enthaltsamkeit von weltlichen Dingen; im stillen d. h. in ihren Privatkreisen wird aller neumodische gesellschaftliche Unfug eingeführt und mit Leidenschaft getrieben. Das große Feld der russischen Mennoniten scheint diesen „Hiaf'ln" ein geeignetes Operationsfeld zu sein. Hoffentlich finden unsere Leute bald aus, daß sie zu schade sind, um nur als Stimm.... geber verwendet zu werden.

So geht's! Von einer längeren Reise durch die Süd- und Oststaaten der Union heimgekehrt, fand der Editor eine feine Einladungskarte auf seinem Tische, welche „Editors" zur Hochzeit von Frl. Katharine Helene, Tochter unsrer geehrten Freunde Peter Jansens, Jansen, Nebraska, mit Herrn Gerhard C. Wiebe einlud. Die Hochzeit fand schon am 29. August statt, und der Editor kam erst am 11. September heim. Den einzigen Trost, den wir in dieser traurigen Lage uns selber spenden, ist, daß die lieben Freunde Jansens ja noch mehr Töchter haben. Vielleicht glückt's uns ein andermal. Auf jeden Fall gratulieren wir dem jungen Paare auch noch nachträglich von ganzem Herzen.

Freitagnacht, bald nach Mitternacht, wurden die Bewohner unserer Stadt durch die Feuerglocken aus dem Schlafe geweckt. Etwas Außerordentliches war geschehen, und zögernd fragte jedermann: Ist wohl unser Präsident gestorben? Ja, es ist so: unser geliebter Präsident William McKinley ist einem feigen Meuchelmörder zum Opfer gefallen. Gott erbarme sich über unser Volk. In Rußland heulen die Meuchelmörder nach Freiheit; hier haben sie Freiheit, und doch morden sie. Das ist nicht ein Verlangen nach wahrer Freiheit, sondern es ist der Geist, „der stets verneint, der stets zerstört." Das ganze amerikanische Volk trauert um seinen edelsten Mitbürger.

Nur für Leser in Amerika.

Um den Leserkreis der „Rundschau" noch zu vergrößern, geben wir die „Rundschau" bis Neujahr, d. h. bis zum 1. Januar 1902 umsonst, wenn neue Leser uns den vollen Betrag ($1.00) auf ein Jahr mit ihrer Bestellung einschicken.

Die Kinder aber sollt ihr nicht verachten;
Denn ihnen ist das Himmelreich gegeben.
In ihnen schlummern alle Blütenprachten,
Ein Gottesfrühling für das ganze Leben.

Am Wege.

Da der Editor nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit am 11. September von einer Reise durch die Süd- und Oststaaten unseres Landes heimkehrte, so schauen viele unserer Leser nach einem kleinen Bericht aus. Da der Editor aber in der Vergangenheit manchen Reisebericht in seinen Fingern hatte und ab und zu einen solchen in den Papierkorb wandern ließ oder denselben doch stark behobelte, so steigt jetzt die durchaus ernste Frage auf, ob er selber nun auch einen besseren Bericht schreiben kann. Bruder A. B. Kolb, der Editor der englischen Blätter und Vicepräsident der Mennonite Publishing Co., trug sich schon längst mit dem Gedanken um, dem Russeneditor, welcher stets auf sein Rußland und seine russischen Mennoniten in den westlichen Staaten pochte, auch einmal seine Freunde in den östlichen Staaten zu zeigen. Nach monatelangem Planen war die Sache endlich spruchreif geworden, und eines schönen Morgens ausgangs August traten wir unsere Reise, zuerst nach Austell, Georgia, an. Der nördliche Teil des Staates Indiana ist unstreitig der schönste. Von Marion bis Anderson fuhren wir auf der elektrischen Bahn durch den Gasdistrikt. Diese Gegend ist besonders berühmt durch die vielen neuen Städte, welche hier nach der Entdeckung von zahllosen Gasquellen entstanden sind, sowie durch den heillosen Gestank, welcher die ganze Gegend einhüllt, und welcher den Reisenden bis auf die Knochen zu durchdringen scheint. Schädlich soll der Gasgeruch jedoch nicht sein, wenn man erst daran gewöhnt ist. Ueberall werden elektrische Eisenbahnen gebaut, und die Zeit scheint nicht mehr ferne zu sein, da man alle großen Städte unseres Landes per elektrische Wagen erreichen können wird. Durch Kentucky und Tennessee fuhren wir auf der Hinreise bei Nacht und konnten von der Landschaft nicht sehr viel sehen; auf der Rückreise aber fanden wir die blue grass-Region in Kentucky mit den großen Viehfarmen sowie den großen Tabakfeldern recht interessant. Nach etwa dreißigstündiger Fahrt per Bahn gelangten wir am 2. Tage unserer Reise in Austell, Georgia, an. In den letzten vier Jahren haben unsere Leser schon öfters von Austell, Georgia, gehört, und es dürfte einen oder den andern interessieren, auch die Meinung des Editors über diese Gegend zu hören. Der nordwestliche Teil von Georgia, einschließlich Austell, ist sehr hügelig, ja man kann ihn stellenweise schon bergig nennen. Hügel sowie Thäler bedeckt noch an den meisten Stellen wilder Urwald. Der erste Eindruck, den man von Austell und Umgegend erhält, ist für einen Ackerbauer ein entschieden ungünstiger. Unser Farmer zieht immer ebenes Land vor. Der Schwärmer und der Poet ergötzen sich natürlich von vornherein an der Romantik und an der Mannigfaltigkeit der Landschaft. Stellen, wo in dunkler Waldesschlucht ein Märchenbronnen rauschend dahinsprudelt und von Stein zu Stein hüpfend ins Thal hinunter eilt, sind hier nicht selten. Doch der Landsucher schaut nicht nach Plätzen zum Träumen, sondern nach Plätzen zum Arbeiten. Wenn nicht ab und zu ein Baumwollen- oder Kornfeld uns bewiesen hätte, daß es möglich sei, auf diesen Hügeln zu ackern und diesem roten Boden eine Ernte abzugewinnen, wären wir zu dem vielleicht voreiligen Schluß gekommen, daß hier kein Bauer leben könne.

Austell ist 18 Meilen von Atlanta, einer Stadt von über 200,000 Einwohnern, entfernt und liegt an der Southern Eisenbahn, wo der Birmingham-Zweig in dieselbe einmündet. Das Städtchen Austell ist sehr weitläufig angelegt, da man hier eben mit Land nicht zu sparen braucht. Da nun noch die meisten Häuser von dichten, grünen Bäumen verdeckt werden, so muß man sich ganz gehörig vornehmen, Austell wirklich zu sehen, ehe man es findet. Das Städtchen hat nur etwas über 200 Einwohner; aber in den Hotels um die Lithium-Quelle und in den Kosthäusern in der Nähe derselben befinden sich das ganze Jahr hindurch Hunderte von Genesung suchenden Fremden, denn Austell ist nicht nur berühmt als Sommer- sondern auch als Winterkurort. Wenn erst die elektrische Eisenbahn, welche Austell demnächst mit Atlanta verbinden soll, fertig ist, wird die Zuströmung von Fremden ohne Zweifel eine ganz enorme sein. Austell liegt in einer Art Bergkessel, und doch 1100 Fuß über dem Meeresspiegel. Daher kommt es, daß das Klima hier das ganze Jahr hindurch ein mildes zu nennen ist. Der Winter ist hier ganz unbedeutend, und die Sommer sind, wenn auch lang, doch lange nicht so heiß wie in Indiana oder Minnesota, geschweige denn Kansas. Am heißesten Tage des verflossenen Sommers registrierte das Thermometer 96 Grad. Es war aber keine einzige Nacht, in welcher man der Hitze halber nicht hätte schlafen können. Obige Aussagen wurden von glaubwürdigen Zeugen gemacht oder bestätigt. Wir verweilten eine Woche in Ausstell, tranken herzhaft Lithia-Wasser (Wir sehen Carrie Nation im Geiste schmunzeln) und erfreuten uns des herrlichen Klimas. Am Tage wurde es in der Sonne meistens recht warm, doch sobald man unter einen Baum in den Schatten trat, war es angenehm kühl. Nach Sonnenuntergang wurde es stets so kühl, daß wir jede Nacht unter einer Decke recht angenehm schliefen. Trotzdem es hier recht viel regnet, fanden wir doch nirgends eine sumpfige Stelle. Der Boden ist einesteils sehr abschüssig und andernteils sehr durchlässig. Deshalb sind hier auch keine Mükken und sozusagen keine Fliegen; denn wir schauten in Häusern wohlhabender Leute vergeblich nach Drahtthüren oder Drahtfenstern aus. Die Heilkraft des Lithia-Wassers ist unbestritten, und der Manager der Quellen und des Parkes sagte, er habe in der letzten Saison für etwa $10,000 Lithia-Wasser in alle Welt verschickt, und das war alles, das er thun konnte. Er ist nicht gut genug eingerichtet, um noch mehr verschicken zu können, ist aber jetzt daran, sein Geschäft zu vergrößern, um auch die größten und allergrößten Aufträge ausfüllen zu konnen.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir die Gegend um Austell und die Aussichten für den Landmann daselbst etwas näher ins Auge fassen. Der Boden besteht aus sandigem Lehm, von roter oder grauer Farbe. Ersterer ist der bei weitem fruchtbarere. Die fruchtbare Ackerschichte ist stellenweis viele Fuß tief, während an andern Stellen der nackte Granitfelsen zutage tritt. Da die meisten Farmer hier Neger oder sogenannte Georgia-Crackers sind, welche seit dem Bürgerkriege auf demselben Felde immer wieder Baumwolle gepflanzt haben, ohne den Acker je zu düngen, so sollte es keinen verständigen Mann wundern, wenn ihre Ernten nur halbe Ernten sind. Wo aber nördliche Leute wohnen, welche mit ein wenig Kapital und mit viel Energie und Arbeitslust hierherkamen, kann man sich leicht davon überzeugen, daß das Farmen auf diesen Hügeln nicht nur möglich, sondern auch sehr einträglich ist. Mr. Frost von Elkhart, Ind., jetzt einer der erfolgreichsten Farmer in Austell, meint, der nördliche Farmer müsse dort im Süden erst alles vergessen, was er bis dahin gelernt habe, ehe er eine südliche Farmerei betreiben könne. Herr Frost hat mir versprochen, ab und zu Beiträge für die „Rundschau" zu schreiben, in welchen er den Rundschaulesern seine Erfahrungen, Mißerfolge und endlich glänzende Erfolge berichten will. Der Editor hat in seinem Leben nicht besseres Korn gesehen als in Austell, Georgia. Das größte landwirtschaftliche Produkt scheint aber Baumwolle zu sein. Für Hühnerbauer und Milchwirtschaften sind hier prachtvolle Aussichten. Unmassen von Eiern müssen wöchentlich aus andern Staaten nach Georgia importiert werden. Also können die Hotels und Kosthäuser in Austell lange nicht immer Butter auf dem Tische haben, eben weil dieselbige nicht immer zu bekommen ist. Pfiirsiche, Kirschen, Aepfel und Pflaumen gedeihen hier wundervoll, haben auch einen guten Preis, und doch sieht man so sehr wenig Obstgärten. Der echte Südliche ist eben zufrieden, wenn er einen Feigensowie einen Persimmonbaum in der Nähe seines Hauses hat. Die Skepenan-Weintraube gedeiht ohne jegliche menschliche Pflege zu solcher Ueppigkeit, daß ein einziger Stock wohl einen Viertelacre bespinnen könnte. Wilder Wein wächst in Menge. Hin und wieder sieht man jetzt aber schon Anpflanzungen von Pfirsichgärten und anderem Obste. Wo man einen Acre Land in kultiviertem Zustande sieht, da verlangt der nördliche Farmer schon ganz kaltblütig $65.00 per Acre, während man von den Südlichen Land in beliebiger Quantität auch Qualität von $10.00 bis $20.00 per Acre kaufen kann. Waldland hingegen, d. h. wo die dicksten Bäume schon herausgeschnitten worden sind, kann hier zu 50 Cts. per Acre gekauft werden. Doch es nimmt viel Mühe und Arbeit, dieses Land zu klären. Mr. Frost behauptet jedoch, daß das Brennholz, welches man beim Klären von einem Acre gewinne, die Kosten des Klärens vollkommen decke. Stellenweis wird hier auch schon Weizen gesät, und sind besonders im letzten Jahre gute Erfolge erzielt. Man hat von 35 bis zu 45 Bu. vom Acre gedroschen. Alles, was diese Gegend braucht, sind Farmer mit etwas Kapital und viel Mut zum Arbeiten. Was diese Gegend vor vielen andern südlichen Gegenden voraus hat, ist, erstens, vor allen Dingen die hohe gesunde Lage, — Malaria-Fieber ist ganz unbekannt und Typhus kommt sehr selten vor, — zweitens, das gute Absatzgebiet in Atlanta und in den Hotels bei der Lithium-Quelle. Die größten Schattenseiten, die mir dort auffielen, sind folgende: Erstens das erschwerte Ackern auf den Hügeln, und zweitens das furchtbare Unkraut. Der Kampf mit dem Unkraut ist überrall ein schwerer, aber ich habe nie einen Platz in der Welt gesehen, wo das Unkraut so üppig gedeiht wie bei Austell, Georgia. Man darf nicht kultivieren, wenn der Boden zu naß ist, sonst wird er stückerig; man darf auch nicht kultivieren, wenn es sehr trocken ist, weil die Wurzeln der Baumwollenstaude z. B. sehr leicht beschädigt werden. Wenn Landagenten uns früher erzählten, daß es bei Austell, Ga., keine Stürme gebe, so lehrten uns die stellenweis entwurzelt daliegenden Bäume eines andern. Doch von einem Orkan oder Cyclone wußte niemand zu berichten.

Eines Tages stieg ein kleines Gewitter auf, welches bei uns im Norden keinen einzigen Menschen erschreckt haben würde. Die Einwohner von Austell aber meinten, das sei schon ein großartiger thunderstorm. Trotzdem die schwarze Bevölkerung in jener Gegend die frömmste und friedfertigste zu sein scheint, will es den Nördlichen doch nicht behagen, so viele Neger als Nachbarn zu haben. Thatsache aber ist, daß je mehr Weiße in eine Gegend kommen, die Neger sich desto mehr zurückziehen in abgelegene Gegenden, und die Zeit ist nach der Meinung von sachverständigen Menschen nicht mehr ferne, wo fast alle Neger in den Städten unserer Union verteilt sein werden, woselbst sie als billige Arbeitskraft gute Verwendung finden. Noch ein Punkt, welcher einer raschen Besiedlung dieser Gegend hinderlich ist, ist der: Hier ist keine Gegend für einen ganz armen Ansiedler, denn er kann auf keinen Nebenverdienst hoffen und muß so gestellt sein, daß er wenigstens bis zur nächsten Ernte aus seiner Tasche leben kann. Die wenige Arbeit, die es hier zu thun giebt, besorgt der Neger zu 50 bis 60 Cents pro Tag auf seine eigene Kost. Es sollte sich also kein Mensch, der nur die Mittel zur Hinreise hat, verlocken lassen, nach Austell, Ga., zu gehen; er wäre eben dort genötigt, ein Leben zu führen wie die Neger und die Georgia-Crackers, welche hauptsächlich von Fischen, Eichhörnchen, Opossums, Vogeleiern, Wurzeln, wildem Honig, Persimmons und andern wildwachsenden Früchten leben. Wir trafen in den abgelegensten Wäldern von diesen Leuten, welche nach unserer Meinung viel lieber sterben als einen halben Acre pflügen würden.

Wer aber nach Austell, Georgia, geht und bei dieser Gelegenheit Herrn Frost einen Besuch abstattet, der wird in wenigen Stunden überzeugt sein, daß ein intelligenter Farmer, der denkend an die Arbeit geht, es auch in Austell zu etwas Großem bringen kann. Wo der Südländer keine 20 Bushel Korn vom Acre ernten wird, da wird Herr Frost 50 bis 75 Bushel erhalten. In demselben Verhältnisse steht seine Baumwolle auch zur Baumwolle einiger seiner Nachbarn. Man kann überall sehen, wo ein nördlicher Farmer wohnt.

Die Southern Eisenbahn hat kein Land mehr zum Verkaufe, aber sie ist doch bemüht durch ihren Agenten, Col. J. C. Wade, nördliche Einwanderer dorthin zu bekommen und denselbigen in bestmöglicher Weise entgegen zu kommen. In der Thatsache, daß die Southern Eisenbahn keine Länder habe, welche zum Verkaufe ausgeboten werden, auch keine Agenten ausschickt, welche Leute bereden sollen, nach dem Süden auszuwandern, mag ein anderer Grund liegen, warum diese Gegend bis jetzt noch nicht mehr besiedelt ist. In Col. Wade fanden wir einen Ehrenmann, wie er leibt und lebt. Auch können wir die Southern Eisenbahn allen, die eine Reise nach dem Süden machen wollen, bestens empfehlen. In Austell besuchten wir auch die Anlagen der Austell Improvement Co., unter welchen ich besonders die Hobelanstalt und die Mühle am Sweet Water-Fluß hervorheben möchte. Diese Kompanie besitzt ausgedehnte Waldländereien am Sweet Water-Flusse und hat gegenwärtig in ihren Holzschlägen etwa 700,000 Fuß geschnittenes Holz. Der Mühlendamm war durch eine kürzliche Ueberschwemmung etwas ruiniert, wird aber bald wieder zurechtgebaut. Die Mühle selber soll restauriert werden, und es ist augenscheinlich hier eine der besten Gelegenheiten, die ein Gristmüller sich nur wünschen kann. Sollte sich irgend jemand der Rundschauleser auf das, was schon früher in der „Rundschau" über Austell Improvement Co. gesagt war, mehr darüber erfahren wollen, so wende man sich schriftlich an A. B. Kolb, Elkhart, Ind. Es sind gegenwärtig nur zwei mennonitische Familien und ein Witwer dort, ist aber Aussicht, daß vielleicht bald noch mehr von unsern Leuten dort hingehen werden. Bruder Noah Brunk hat sich ein schönes Stückchen Land gekauft und in der Stadt zwei Häuser gebaut, von welchen er das eine verrentet. Bruder

Weaver lebt hier mit Familie und ist Werkführer des Holzgeschäftes. Bruder Garman, der Witwer, ist der Hühnerkapitän und hat die Aufsicht über die Rassen-Hühner, Angora-Ziegen, Angora-Katzen und belgische Hasen. Außerdem ist noch die wohlhabende Familie Hiestand von Lancaster City, Pa., dorthin gezogen. In Herrn Theo. Hiestand fanden wir ein Prachtexemplar von einem Gentleman. Dazu kommt noch die durchaus gebildete Frost-Familie. Der Leser sieht also, daß nicht nur Neger und Georgia-Crackers dort wohnen. Im Gegenteil, wir haben uns unter den lieben Leuten in Austell recht wohl gefühlt; denn auch die permanentesten Bewohner von Austell, wie Mr. Lauch, Maj. Collins und der Landagent J. B. Humphreys, haben uns warme Gastfreundschaft zu teil werden lassen. Alle diese Leute sind ernstlich bemüht, Austell zu dem zu machen, was es verdient zu werden.

(Schluß folgt.)

Aid Plan.

Die Allgemeine Versammlung des Mennonite Aid Plan von Kansas soll, so der Herr will, am 28. Oktober d. J. im B. H. der Mennoniten-Brüdergemeinde zu Goessel, Kansas, stattfinden. Eröffnung pünktlich halb zehn Uhr morgens. Jedes Mitglied des Aid Plan ist stimm- und wahlberechtigt und wird als mitberatend angesehen. Wer Fragen oder Vorschläge vor die Versammlung zu bringen gedenkt, muß solche wenigstens eine Woche vor der Versammlung beim Unterzeichneten einreichen oder einsenden. Jedermann ist eingeladen. Achtungsvoll

D. Unger,
Hillsboro, Kansas.

Landwirtschaftliches.

Die Pfirsichernte.

In den Vereinigten Staaten hat die Pfirsichkultur eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der mehr oder weniger günstige Ausfall dieser Ernte auf den Obstmarkt im allgemeinen einen großen Einfluß ausübt. In diesem Jahre nun wird eine sehr reiche Ernte erwartet, und nach den Schätzungen von Sachverständigen wird dieselbe mindestens das ungeheure Quantum von 75,000,000 Bushel erreichen. Die lang anhaltende Dürre in manchen Gegenden hat die Ernte zwar etwas beeinträchtigt, allein, die Hitze des verflossenen Monats war der Entwickelung der Früchte sehr günstig und hat die ungünstige Wirkung des kalten Wetters zu Beginn des Sommers wieder wett gemacht. Wie in vielen anderen Zweigen des Obstbaues kommen auch in der Pfirsichkultur allmählich rationellere Methoden zur Anwendung, und die Folge davon ist, daß nicht nur mehr, sondern auch bessere Früchte erzielt werden. Um die Tragfähigkeit der Bäume möglichst zu erhöhen, wird der Boden auf das sorgfältigste bearbeitet und auf den Bäumen selbst die jungen Früchte im ersten Stadium der Entwickelung ausgedünnt. Der altfränkische Pfirsichzüchter hätte es sicher für hellen Wahnsinn erklärt, drei Viertel der Früchte eines Baumes zu entfernen, sobald dieselben sich zu entwickeln anfingen, aber gerade dadurch werden die Erträge nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ ganz bedeutend erhöht. Der dem Baume belassene vierte Teil seiner Früchte erhält viel mehr Nahrung, als ohne erfolgte Ausdünnung, und wird deshalb größer und schöner. Aber das Ausdünnen der Früchte auf den vierten Teil übt noch einen anderen, sehr wichtigen Einfluß aus. Der Baum braucht nur ein Viertel der Steine zu produzieren, und da gerade diese an die Lebenskraft des Baumes die höchsten Anforderungen stellen, so liegt der ökonomische Nutzen des Ausdünnens auf der Hand; auch das regelmäßigere Tragen wird dadurch gefördert. Durch die Verwendung von Refrigerator-Waggons bei bei dem Versand der Pfirsiche hat nicht bloß die Saison eine bedeutende Ausdehnung erfahren, es kommen auch viele schöner ausgereifte Früchte auf den Markt. Früher mußten die Pfirsiche im Süden, die für den Versand nach den nördlichen Märkten bestimmt waren, vor ihrer vollständigen Reife gepflückt werden, und man ließ sie auf dem Transport nachreifen. Bei den heutigen Transportfacilitäten ist das nicht mehr notwendig, und das Pflükken beginnt erst, ehe die Früchte weich zu werden beginnen. Den richtigen Zeitpunkt können die Pflücker auf den ersten Blick erkennen. Jeder Pfirsich hat, wie jedermann weiß, eine Sonnen- und eine Schattenseite und die Färbung der letzteren ist für das Pflükken maßgebend. Nach dem Pflücken werden die Pfirsiche je nach der Qualität sortiert und die überreifen Früchte, die während des Transports verderben könnten, werden an Ort und Stelle gedörrt. Neuerdings wird von einzelnen Gärtnern das europäische Verfahren, der Spalierkultur, mittels welcher Früchte von riesiger Größe und wunderbarem Aroma erzielt werden, zur Anwendung gebracht, allein, dasselbe wird hierzulande, wo man mehr auf die Massenproduktion sieht, mehr nur sporadisch in Aufnahme kommen.

Die Forelle und ihre künstliche Zucht.

Von Dr. E. Bade.

Die Forelle ist recht eigentlich ein Bewohner der Gebirgsbäche, in denen sie bis zur Grenze des ewigen Eises und Schnees emporsteigt, doch findet sie sich auch in der Ebene, wo sie helles, klares, lebhaft fließendes Wasser bevorzugt, in ruhig und gemessen dahinziehenden Flüssen oder in Seen sich aber nur selten ansiedelt. Klares Wasser mit kiesigem Grunde, Sommer und Winter ziemlich die gleiche Wassertemperatur, Schatten von Weiden und Erlengesträuch am Rande ihres Wohngewässers, sind Hauptbedingungen für das Gedeihen dieses vorzüglichen Wirtschaftsfisches. In Bächen oder Teichen mit moorigem Untergrunde, in denen das Wasser sich im Sommer stark erwärmt und im Winter sich mit einer dicken Eisschicht überzieht, gedeiht die Forelle indessen nie.

Je nach dem Standorte, der Beschaffenheit des Wassers etc., ist die Zeichnung und Körperfarbe der Forelle verschieden, auch in der Körperbildung, besonders in der Kopfform, weichen Forellen aus entfernteren Gegenden voneinander ab. Diese Unterschiede haben hauptsächlich in der Ernährung ihren Grund, denn sie beeinflußt die Körperform und auch die Färbung, mehr bei der Forelle als bei jedem anderen Fisch.

Von jeher war die Forelle einer der geschätztesten Süßwasserfische, und seit den letzten Jahren, wo die Ausbildung der künstlichen Fischzucht zu hoher Entwickelung gelangt ist, wird eine sichere Fortpflanzung dieses Wirtschaftsfisches und die Erhaltung einer reichlichen Nachzucht auf fast mühelosem Wege durch dieselbe erlangt.

Im Gegensatze zu ihren nahen Verwandten unternimmt die Forelle zur Laichzeit, die in der Regel in die Monate Oktober bis Januar fällt, keine Wanderungen. Die Eier werden vom Weibchen in selbstgemachte flache Gruben in seichtem, rasch fließendem Wasser gelegt und leicht zugedeckt. Die Jungen schlüpfen gewöhnlich erst nach zwei Monaten aus, liegen zunächst fast bewegungslos auf dem Grunde des Wassers und zehren vom Inhalte ihres Dottersackes. Ist derselbe mit der Zeit verbraucht, so macht sich das Nahrungsbedürfnis geltend, und nun beginnen die kleinen Fischchen Jagd auf allerlei winzige Wassertierchen auszuüben. Auf diese Weise, im freien Wasser, gelangt jedoch nur ein geringer Bruchteil der Eier zur Entwickelung, und von den ausgeschlüpften Jungen werden viele wieder eine leichte Beute anderer Fische. Hier greift in jeder Weise helfend die künstliche Fischzucht ein.

Zur Laichzeit gefangenen Fischen (Männchen und Weibchen) werden auf künstlichem Wege die Geschlechtsprodukte entzogen, die Eier, der Laich, mit der Milch der männlichen Fische befruchtet und nun die Eier in bestimmten Apparaten, durch die ein ständiger Wasserstrom läuft, zur Entwickelung gebracht. Die Reife zum Ablaichen erkennt man an verschiedenen Zeichen. Der Laich des Mutterfisches erscheint zu dieser Zeit weich und aufgetrieben, giebt jedem Drucke sehr leicht nach, und die fühlende Hand nimmt eine deutliche Hin- und Herbewegung der Geschlechtsprodukte wahr, die andeutet, daß die schon vom Eierstock gänzlich abgetrennten Eier sich nach jeder Richtung hin bewegen lassen. Hält man den weiblichen Fisch außerhalb des Wassers senkrecht mit dem Kopfe nach oben, so senken sich die Eier durch ihr eigenes Gewicht gegen die Afteröffnung, deren Ränder gerötet und angeschwollen erscheinen. Bei den männlichen Fischen ist der Bauch nicht in der Weise aufgetrieben, wie bei dem weiblichen Fisch; wird das Tier dagegen in eine senkrechte Stellung gebracht, so fließt bei einem vollaichfähigen Fisch die Milch ohne irgend einen Druck von selber aus.

Bei der künstlichen Gewinnung der Geschlechtsprodukte wird der Fisch aus dem Wasser genommen, ordentlich abgetrocknet und der Kopf in ein trockenes Tuch eingeschlagen, um den Fisch so ohne starken Druck sicher halten zu können. Es genügt dann bei vollaichreifen Fischen ein leichter Druck oder ein sanftes Streichen auf dem Bauche, um Eier oder Milch austreten zu lassen. Zu Beginn des Abstreichens verhindern die Fische oft durch ein krampfhaftes Zusammenziehen des Schließmuskels, selbst bei stärkerem Druck auf die Bauchdecken, den Austritt. Durch leises Streichen des Bauches bringt man jedoch den Fisch bald dahin, diesen Widerstand aufzugeben, andernfalls ist es nötig, die Haltung des Fisches etwas zu verändern, dem Körper eine S-förmige Gestalt zu geben oder Kopf und Schwanz nach dem Rücken hin zu biegen.

Zuerst werden die Weibchen abgestrichen, und befinden sich genügend Eier in dem Gefäße, so werden über dieselben einige Männchen abgestrichen und mit deren Milch die Eier befruchtet. Man erreicht dieses durch Umrühren von Eier und Milch mittels einer Federfahne. Jetzt erst wird etwas Wasser in das Gefäß gegeben und es dann einige Minuten beiseite gestellt. In dieser Zeit dringt die Milch mit dem Wasser in die Eier ein und vollzieht die Befruchtung. Jetzt wird das milchige Wasser abgegossen und durch reines ersetzt, in welchem sich die Eier rasch vollsaugen und eine vollgerundete Gestalt annehmen. In diesem Zustande werden sie in die Brutapparate gebracht, zu denen fast ausschließlich kalifornische Bruttröge oder Selbstausleser verwendet werden.

Herbstweide.

Auch für Schweine und Pferde giebt Winterroggen eine gute Weide im Spätherbst und im Frühling. Säet man mit dem Roggen gleichzeitig etwas Futterraps, etwa 1 bis 2 Pfund per Acre, so erhöht das den Wert der Weide ganz bedeutend. Der Raps kann mit dem Roggen in der Drillmaschine gemischt oder auch aus dem Grassäer an der Drill gesäet werden. In letzterem Falle sollte man nach dem Säen noch einmal mit der Egge über das Feld gehen, damit aller Samen gut bedeckt werde. Wird das Roggenfeld nicht zu scharf abgeweidet im Herbst, so giebt es eine vorzügliche, reiche Weide im Frühjahr, die viel früher benutzt werden kann, als irgend eine mit gewöhnlichen Gräsern bestandene. Seine Fehler hat der Roggen als Weidepflanze natürlich auch; er wird leicht vom Vieh ausgerissen. Doch darauf darf in einem Jahre wie dem heurigen wenig Rücksicht genommen werden; der Winterroggen wird in den ausgetrockneten Gegenden den Farmern immer eine vorzügliche Aushilfe bieten, und haben die Pflanzen einmal guten Fuß gefaßt, so hält die Weide auch aus, besser wie eine andere Pflanze, die jetzt noch für dieses Jahr gesäet werden könnte; denn je mehr der Roggen abgeweidet wird, um so reicher bestockt er sich. Unter recht günstigen Witterungsverhältnissen und wenn nicht viel Vieh auf solcher Weide geht, kann es wohl vorkommen, daß der Roggen noch vor Winter so schnell wächst, daß die Aehren sich bilden. Das kann dem Farmer, dessen Heuvorrat sehr klein ist, nur willkommen sein; er kann den Roggen dann mähen und noch zu Heu machen, wenn das Herbstwetter dies erlaubt. Ist dies jedoch nicht ausführbar, so ist damit noch nichts verloren; der Winterrogen kann dann als Gründüngung unterpflügt werden; ist er auch nicht so wertvoll für diesen Zweck als Klee, so verbessert er doch das Land in sehr bemerkbarer Weise, indem das Erdreich danach locker wird und die Feuchtigkeit besser hält. Es giebt wohl kaum eine Gegend in den Ver. Staaten, wo Winterroggen nicht gedeiht; dies erhöht noch seinen Wert als Weidepflanze besonders für regenarme Gegenden.

Eine praktische Gartenleiter.

(Aus dem „Praktischen Rathgeber“.)

Die gewöhnliche Leiter mit zwei Holmen hat einige Uebelstände, die besonders hervortreten, wenn die Leiter eine beträchtliche Höhe erreicht, und wenn man mit ihr auf unebenem Boden arbeitet. Sie ist für einen Mann allein schwer aufzustellen und steht am Hang nur fest, wenn die Stollen quer zum Anhang laufen.

Die Zweibaumleiter wird übertroffen in diesen beiden Hinsichten von der Einbaumleiter, der sogenannten „Tiroler Lehne“. Man kann eine solche leicht aus einem schön geraden, konisch zulaufenden Baume durch Eintreiben von Sprossen herstellen. Am Fuße bekommt sie zwei eiserne Zacken zum festeren Stand, und oben läßt man etwa 1—1½ Meter lang die Sprossen fehlen, so daß man mit dem sprossenlosen Ende bequem in die Krone fahren kann.

Hat man mit der Leiter einen Baum erstiegen, so hat man im allgemeinen keinen Ort, wo man den Fuß hinsetzen kann, als eben die Leitersprossen und im Baume ab und zu einen Ast, und auf diesem aus natürlichen Gründen die Astwinkel, in denen man, wenn die Aeste steil ansetzen, oft die Füße einklemmt. Aber für den Verkehr im Baume, zwischen den Aesten und der Leiter, und ebenso in der Dolde des Baumes, fehlt die letzte Verkehrsmöglichkeit, fehlen die Brücken. Als solcher bedient man sich eines „Baumknechts“.

Es ist ein so viel wie möglich gerade zu wählender, 3 bis 5 Centimeter starker Ast eines kräftigen Holzes (Eiche, Hainbuche oder Esche) so geschnitten, daß von einem Seitenzweige ein Haken an ihm stehen bleibt. Dieser Haken ist unbedingt notwendig und zwar weniger der Sicherheit beim Einhängen, als des Transports im Baume wegen. Am unteren Ende ist die Stange durchbohrt, und ein kurzer Strick durchgezogen. Mit diesem Strick wird das Ende, wenn von der Leiter aus operiert wird, an diese angebunden, um das Rutschen zu vermeiden; ebenso wird man da und dort im Baume es nötig befinden, ein Ende anzubinden.

Neues Mittel gegen Maul- und Klauen-Seuche.

Nach der zu Halberstadt erscheinenden „Landwirtschaftlichen Zeitung“ hat Professor Dr. Jarre in Paris schon im vorigen Jahre Versuche gemacht, inwieweit Maul- und Klauenseuche durch Chromsäure (Chromic acid) heilbar sei. Nachdem er seine Versuche in diesem Jahre fortgesetzt und die Behandlung in etwa 1500 Fällen einen durchaus günstigen Erfolg erzielt hat, ist an der Heilkraft des neuen Mittels kaum noch zu zweifeln. Die Chromsäure wird dabei in chemisch reinem Zustand in einer Konzentration von 33 Prozent zur Anwendung gebracht. Schon eine einmalige Anwendung in Maul- und Klauenspalten soll eine baldige Heilung zur Folge haben. Besonders hebt Professor Dr. Jarre hervor, daß die Schmerzhaftigkeit der Schleimhäute, welche bei der Seuche die Tiere oft wochenlang an der Nahrungs-Aufnahme hindert — schon fünf Minuten nach der Aetzung aufhören. Häufig haben nach dieser Zeit Kühe schon wieder mit Fressen angefangen, nachdem sie tagelang gehungert hatten. Das Mittel ist so außerordentlich einfach und wenig kostspielig, weshalb sich ein Versuch damit wohl lohnt. Uebrigens soll hier ausdrücklich betont werden, daß die Chromsäure eines der stärksten Aetzmittel, daher sehr große Vorsicht in Anwendung derselben dringend angezeigt ist. Das Mittel, wie oben angegeben, muß unbedingt von einem tüchtigen Apotheker bereitet werden, da von einer richtigen Bereitung der Erfolg wesentlich abhängt. Bei der Bereitung darf nur destilliertes Wasser zur Verwendung kommen.

Farmarbeiter-Löhne.

Das Ackerbau-Departement wird demnächst ein Bulletin veröffentlichen, das sich mit den in den Jahren von 1866 bis 1899 in den Ver. Staaten den Farmarbeitern bezahlten Löhnen beschäftigt. Aus den vorliegenden Angaben ergiebt sich, daß im allgemeinen im Jahre 1866 den Farmarbeitern die höchsten und im Jahre 1879 die niedrigsten Löhne bezahlt wurden, doch begannen die Löhne in dem letztgenannten Jahre wieder zu steigen und waren im Jahre 1893 höher, als sie seit 1875 gewesen waren. In einigen Staaten waren freilich im Jahre 1892 die Farmarbeiter-Löhne höher, als im Jahre 1893, und in einer Anzahl von Staaten ist die Höhe, welche die Löhne daselbst in den Jahren 1892 und 1893 aufwiesen, noch nicht wieder erreicht worden. Die zu Ende des Jahres 1893 eintretende finanzielle Panik oder geschäftliche Depression hatte für die nächstfolgenden Jahre ein Sinken der Löhne zur Folge. Selbst im Jahre 1899 war die höchste Lohnrate, wie sie vor dem Eintritt der Panik vor 1893 bestanden hatte, noch nicht wieder erreicht worden.

Zeitereignisse.

Präsident McKinley gestorben.

Buffalo, N. Y., 14. Sept. — Präsident McKinley ist heute früh um 2:15 Uhr von seinen Leiden durch den Tod erlöst worden. Die Ruhe für ihn, die ihm seit dem fluchwürdigen Attentat des verruchten Meuchelmörders versagt war, ist jetzt für ihn gekommen und losgelöst von dem Körper hat sich seine Seele nun zum ewigen Frieden emporgeschwungen.

Ein Kampf war es, ein außergewöhnlicher Kampf, den der Dahingeschiedene mit dem Allüberwinder bestand, um für die Nation und namentlich für seine heißgeliebte Gattin am Leben zu bleiben, aber alles war vergebens. Gegen 9 Uhr Freitagabend bat der Präsident die ihn umgebenden Aerzte, ihn doch sterben zu lassen. Kurz vorher hatte er flüsternd das erhebende Lied: „Näher mein Gott zu dir" gesungen, aber er war müde, müde des Kampfes mit dem Tode.

Von zehn Uhr an war es nur ein trauriges Warten; es konnte nichts mehr gethan werden. Seit Donnerstagabend lag er im Sterben, als sein Herz urplötzlich versagte und Schwäche und unüberwindliche Müdigkeit sich einstellten. Die Aerzte gaben ihm die stärksten Medikamente, gaben ihm Oxygen (Sauerstoff), wandten überhaupt alles an, ihn am Leben zu erhalten. Er erholte sich auch früh am Morgen, auch später noch einmal am Abend, sprach sogar vom Wetter, von dem niederrauschenden Regen und dessen wohlthuender Wirkung auf die Bäume im Park.

Seine Gattin war im Laufe des Tages einmal an seinem Schmerzenslager, aber es war ihm nicht bewußt, daß das Ende so nahe sei, da ja die Aerzte sogar die Hoffnung nicht ganz aufgegeben hatten. Seine Willenskraft half ihnen, aber im Rat des Höchsten war es anders beschlossen.

Gegen Abend wurde es klar, daß das Ende nahe bevorstehe, und das Kommen des Todes fühlend, bat der Dulder, seine Gattin zu ihm zu senden, von der er Abschied nehmen wollte. Sie kam und warf sich neben dem Bett auf die Knie nieder. Sie barg ihr thränenüberströmtes Antlitz in der Decke, faßte sich aber, als er mit großer Anstrengung seine Hände auf die ihrigen legte. Einen flehenden Blick warf sie auf den nahe dem Bett stehenden Dr. Rixey und bat ihn, ihn ihr doch zu erhalten. „Ich kann ihn nicht verlieren!" rief sie schmerzbewegt aus. Sie wurde dann aus dem Zimmer geleitet, aber nach einer halben Stunde kehrte ihr Mut und ihre Kraft zurück und sie sagte ihren Begleitern: „Ich will stark sein seinetwegen."

Die Bewußtlosigkeit des Präsidenten dauerte bis Mitternacht und schließlich bis zum Tode. Er atmete, aber das war alles, was andeutete, daß überhaupt noch Leben in dem Körper vorhanden war. Die Aerzte waren in der Nähe. Die Freunde warteten in dem Zimmer nebenan. Alle Arbeit war beendet und man wartete nur noch auf das Ende, wie es in Gottes unerforschlichem Ratschluß bestimmt war.

Spät am Nachmittag schlief der Präsident. Aber schon vorher war in die Welt hinaus telegraphiert worden, er sei tot und nach Sensationen haschende Zeitungen hatten seinen Tod bereits angekündigt. In dem Krankenzimmer wußte man jedoch, wie es stand. Der Kranke selbst wollte noch immer nicht aufgeben. Sein Wille, der ihn so oft schon zum Siege führte, war übermächtig. Aber das Herz wollte nicht mehr. Unregelmäßig klopfte es, und man konnte nicht ermessen, was es in der nächsten Minute thun würde.

Wenn stimulierende Mittel den Präsidenten hätten retten können, dann hätte es geschehen müssen. Was das immer träger werdende Herz vertragen konnte, wurde ihm gegeben und dabei half der eiserne Wille des Präsidenten, aber alles war vergebens. Die Wissenschaft hatte ihr möglichstes gethan. Langsam verstrichen die Stunden. Der Abend kam. Als die Sonne am fernen Horizont versank und die Schatten im Krankenzimmer schärfer wurden, kam der Präsident zu sich und flüsterte dem in der Nähe des Bettes stehenden Doktor zu, er wisse, daß das Ende nahe sei und er möchte seine Gattin sehen. Nicht eine Spur von Furcht vor dem Kommenden war in seinem Antlitz zu sehen, als die so innigst geliebte Frau zu ihm kam. Als es dann aber klar wurde, daß sein Leben nur nach Minuten bemessen sei, kamen die bezeichnenden Worte von ihren Lippen: „Ich will stark sein seinetwillen."

Gegen drei Uhr Freitagmorgen begannen sich die Vorboten des Todes zu zeigen. Während des Tages wechselten Hoffnung und Sorge miteinander ab. Der Präsident, der ohnehin an großer Schwäche litt, begann über Erschöpfung zu klagen. Seine Aeußerungen wurden um so ernster genommen, als er bis dahin immer frohen Mut und Vertrauen zur Schau getragen hatte. Der Puls war ungewöhnlich hoch, er stieg bis auf 140 Schläge in der Minute. Bei einer Temperatur von 100.2 hätte er unter normalen Umständen 55 Schläge weniger zählen sollen. Außerdem begann die Herzschwäche den Aerzten große Sorge zu verursachen. Der Zustand verschlimmerte sich von da ab stetig.

Die leichte Besserung, die am frühen Morgen durch Bulletins angekündigt wurde, hielt im Laufe des Tages an, und als es hieß, der Präsident habe etwas Nahrung zu sich genommen, stieg die Hoffnung, daß er die Krisis überstehen werde. Man wußte aber auch, daß die kommende Nacht die Entscheidung bringen würde, man wußte bereits, daß die Herzthätigkeit nur durch die stärksten Medikamente aufrecht erhalten wurde und daß die Aerzte schon Oxygen (Sauerstoff) in Bereitschaft hatten, um das Ende hinauszuschieben.

Frau McKinley wurde im Laufe des Nachmittags an das Bett des Gatten geführt, aber man sagte ihr ihres Zustandes wegen nicht, wie nahe der Tod herangenaht sei. So schnell die Bahn sie bringen konnte, eilten die Sekretäre, die Mitglieder der Familie und die Aerzte, die sich bereits in dem Glauben, die Genesung mache Fortschritte, entfernt hatten, der Stadt zu. Sofort begaben sie sich in das Haus, wo die Nachrichten ihre Befürchtungen eher erhöhten als verminderten.

Aber gegen Mittag hoben sich die Hoffnungen. Das offizielle Bulletin wurde für besorgniszerstreuend gehalten und man glaubte, daß die Krisis hinausgeschoben worden sei. Aber, aber, — der Pulsschlag stieg auf 128, während die Temperatur sank. Das sah schlecht aus.

„Ich habe noch Hoffnung," bemerkte Dr. Mynter beim Verlassen des Krankenzimmers, „aber sie würde größer sein, wenn der Tag vorüber wäre und der Patient mehr Kräfte gewonnen hätte. Das Herz läßt uns im Stich," schloß er. Als dann die Pflegerinnen in Anbetracht des verschlimmerten Zustandes des Patienten die Fenster verdunkeln wollten, erhob der Leidende Protest. „Ich will die Bäume sehen," sagte er.

Sogar um 1 Uhr nachts hatten die Aerzte die Hoffnung noch nicht aufgegeben und sie glaubten, daß, wenn er die Nacht überstehen würde, er mehr Aussicht auf Genesung hätte. Nahrungsmittel wurden ihm nicht mehr eingeflößt.

Als die den Tod des Präsidenten meldende Nachricht in Washington eintraf, zogen sich die Menschenmengen, die den ganzen Abend hindurch vor den Zeitungsgebäuden auf weitere Nachricht gewartet hatten, zurück und gingen nach Hause. Es wurden sofort die Vertreter der auswärtigen Regierungen von dem betrübenden Vorfalle in Kenntnis gesetzt.

Vizepräsident Roosevelt wurde schon am frühen Tage von dem Stande der Dinge in Kenntnis gesetzt. Es bestand kein Zweifel mehr, daß der kommende Tod des Präsidenten eine vollständige Aenderung in der Administration herbeiführen würde.

Herr Wilcox sagte in Bezug darauf, daß der Vizepräsident sich zur Zeit so weit entfernt von dem Krankenbette befindet: „Der Vizepräsident war zu allen Zeiten sehr optimistisch, und als er Buffalo verließ, hegte er die feste Ueberzeugung, daß der Präsident mit dem Leben davonkommen und sich rasch erholen würde. Er hat sicherlich die heutigen schweren Ereignisse nicht erwartet."

Milburn House, Buffalo, 14. Sept. — Aus zuverlässiger Quelle sind die folgenden Szenen, die sich am Sterbebette des Präsidenten abhielten, erfahren worden:

Der Präsident war bewußtlos seit 8:30 Uhr. Dr. Rixey war beständig bei ihm, bis der Tod kam. Die anderen Aerzte waren in dem vorderen Zimmer, wo die Konsultationen abgehalten wurden. Gegen zwei Uhr sah der Arzt die deutlichen Zeichen der kommenden Auflösung und die Familienmitglieder wurden gerufen. Frau McKinley schlief und es wurde für das Beste gehalten, sie nicht zu wecken. Schweigend und traurig betraten die Familienmitglieder das Nebenzimmer. In dem Kreise waren Abner McKinley, des Präsidenten Bruder; Frau Abner McKinley; Frl. Helene, des Präsidenten Schwester; Frau Sarah Duncan, eine andere Schwester; Frl. Mary Barber, eine Nichte; Frl. Sarah Duncan; Leut. J. F. McKinley, ein Neffe; Charles G. Dawes, der frühere Comptroller of the Currency; F. M. Osborne, ein Vetter; Col. W. C. Hayes; John Barber, ein Neffe; Sekretär George B. L. Cortelyou; Col. W. C. Brown, der Geschäftsteilhaber von Abner McKinley; Dr. P. M. Rixey, der Familienarzt, und sechs Wärterinnen.

Dr. Rixey stand am Bett. Langsam verstrichen die Minuten. Plötzlich hörte das Herz zu schlagen auf und der Arzt erhob sich und kündigte mit erstickter Stimme an: „Der Präsident ist tot."

Sekretär Cortelyou war der erste, der das Sterbezimmer verließ. Er trat in den Raum, wo die Kabinettmitglieder versammelt waren und teilte ihnen mit, daß der Präsident verschieden sei. Zwar war der Tod erwartet worden, die Ankündigung jedoch schien die Herren zu erstarren, die seine Vertrauten und Ratgeber gewesen waren. Thränenden Auges verließen sie das Gemach.

Buffalo, 11. Sept. — Der Distriktsanwalt Penney, dem die Aufarbeitung des Zeugenmaterials in Verbindung mit dem Mordanfall auf den Präsidenten anvertraut ist, hatte heute mit dem Kriegssekretär Root eine Konferenz betreffs der in dieser Angelegenheit zu ergreifenden Schritte. Die Beratung dauerte länger als eine Stunde; was aber in derselben verhandelt wurde, ist nicht bekannt. Gleich nach der Beendigung dieser Konferenz begab sich der Kriegssekretär nach Milburn House, wo die anderen Kabinettsmitglieder sich befanden, und alle begaben sich dann nach der anstoßenden Glennyschen Wohnung, wo eine informelle Diskussion stattfand. Ob dieselbe etwas mit der Konferenz zwischen dem Distriktanwalt und dem Kriegssekretär zu thun hatte, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Aus allerbester Quelle verlautet, daß man sich über die allgemeinen Schritte bei der Verfolgung des oder der Thäter schlüssig geworden ist. Was Czolgosz anbetrifft, so ist man allgemein zu der Ansicht gelangt, daß die Behörden des Staates New York und nicht die Bundesbehörden sich mit seinem Verbrechen beschäftigen müssen. Da nun festgestellt ist, daß der Prozeß des Thäters im Staate New York stattfinden muß, so ist die nächste Frage die, unter welchem Gesetzesparagraphen er prozessiert werden soll. Es ist selbstverständlich der Wunsch der Behörden, den Thäter so strenge wie nur möglich zu bestrafen, und zu diesem Zwecke wird derjenige Paragraph in Anwendung gebracht, der die schwerste Bestrafung ermöglicht. Wenn die Anklage nur auf Verschwörung lauten würde, so könnte das Verbrechen nicht im Einklang mit seiner Größe bestraft werden. Mehr Aussicht auf eine strenge Bestrafung bietet eine Anklage auf thätlichen Angriff mit der Absicht zu töten. In diesem Falle wäre es vielleicht möglich, eine Anklage auf Verschwörung damit zu verbinden, in welch letztere Anklage auch andere Personen hineingezogen werden könnten. Emma Goldmann könnte z. B. auf die Anklage der Verschwörung prozessiert werden, trotzdem sie nicht anwesend war, als das Verbrechen begangen wurde. Zum Beweis dafür wird der Fall Molineaux in der Stadt New York angeführt. In diesem Falle beging bekanntlich nicht der eigentliche Thäter das Verbrechen. Sollte also eine diesbezügliche Anklage gegen Emma Goldmann erhoben werden, so könnte ihre Auslieferung vom Staate Illinois verlangt werden. Soweit ist jedoch noch nicht das Verlangen auf Auslieferung gestellt worden, ja dieser Schritt ist noch nicht einmal ernstlich in Erwägung gezogen worden. In Buffalo wohnen etwa 20 Anarchisten, soviele kennt wenigstens die Polizei, und sie werden alle einem strengen Verhör unterworfen. In hiesigen Polizeikreisen bezweifelt man, daß die hiesigen Anarchisten von dem Plane gegen das Leben des Präsidenten Kenntnis hatten, aber man glaubt, daß der eine oder der andere von der Anwesenheit Czolgoszs in Buffalo Kenntnis hatte und ihm auf die eine oder andere Weise Beistand leistete.

Die Verschwörung.

New York, 11. Sept. — Dem „Herald" wird aus Buffalo gemeldet: Leon F. Czolgosz hat das Geständnis abgelegt, daß sein Attentat auf den Präsidenten McKinley das Ergebnis einer Verschwörung gewesen sei, an der viele Mitschuldige beiteiligt wären. Czolgosz weigerte sich, Namen zu nennen, gab aber zu, daß Emma Goldmann in die Sache verwickelt sei. Es sind angeblich Papiere vorhanden, welche die ganze Verschwörung bloßstellen würden, wenn sie gefunden werden könnten.

Emma Goldmann wird, obwohl sie in Chicago verhaftet wurde, wahrscheinlich nach Buffalo gebracht werden, weil dort die Brutstätte der Verschwörung war. Die Stadt „wimmelt" gegenwärtig von Beamten des Bundes-Geheimdienstes. Die Kanäle werden auf das sorgfältigste nach einem Paket Papieren durchforscht, auf welchen die Einzelheiten der Verschwörung und die Namen der Verschwörer verzeichnet sind.

In seinem Geständnis hat Czolgosz die Mitteilung gemacht, daß er die Papiere vernichten wollte, aber keine Zeit fand, sie zu verbrennen. Er habe sie deshalb mit sich genommen, und auf einer planlosen Wanderung durch die Stadt in ein Abzugsrohr geworfen.

Es ist amtlich festgestellt worden, daß Emma Goldmann in Buffalo während der letzten zehn Wochen sechs anarchistische Gesellschaften besuchte. Seit dem 12. Juli war sie dreimal in Buffalo und verließ die Stadt zum letzten Male vier Tage vor dem Attentat auf den Präsidenten. Leon Czolgosz war in Buffalo in Begleitung von zwei Böhmen, einem Manne und einer Frau, die sich so verdächtig benahmen, daß man glaubt, sie seien Mitwisser des Attentäters gewesen. Nach diesen beiden Personen wird jetzt im ganzen Lande gesucht.

Buffalo, 15. Sept. — Der Mörder des Präsidenten McKinley wird vielleicht schon in sieben Wochen sein Verbrechen mit dem Tode büßen. Der Prozeß dürfte am Montag, den 23. September, beginnen und wird kaum mehr als drei Tage in Anspruch nehmen, da die Auswahl der Geschworenen keine Schwierigkeiten bieten dürfte. Von dem Tage, da der Mörder schuldig gesprochen wird, müssen sechs Wochen verfließen, bevor die Hinrichtung stattfinden kann. Sollte der Angeklagte keinen Verteidiger haben, so wird der Staat einen solchen ernennen. Dann wird des Mörders Erklärung, daß er nicht schuldig ist, entgegengenommen und in die Akten eingetragen werden. Selbst wenn Czolgosz eine Nichtschuldig-Erklärung nicht abgeben würde, so würde doch eine solche in die Akten eingetragen werden; denn in einem Falle, in dem die Anklage auf Mord im ersten Grade lautet, wie in dem vorliegenden, kann keine Schuldigerklärung von seiten des Angeklagten erfolgen, sondern er muß von den Geschworenen schuldig befunden werden. Bei der Auswahl des Verteidigers wird darauf Bedacht genommen, daß derselbe kleinliche nutzlose Winkelzüge vermeiden wird. Mit dem soll aber nicht gesagt werden, daß der Anwalt nicht alles in seiner Macht Stehende thun soll, um seinen Klienten zu retten, aber es soll in einer würdevollen Weise geschehen. Diejenigen Advokaten, welche sich bemühen werden, als Verteidiger ernannt zu werden in der Absicht, dadurch Notorität zu erlangen, haben absolut keine Aussicht auf Verwirklichung ihres Wunsches. Der Verteidiger dürfte für seine Bemühungen etwa $500 erhalten.

Der einzige Grund, den die Verteidigung zu gunsten des Angeklagten vorbringen kann, ist der, daß Czolgosz irrsinnig ist. In dieser Erwartung hat der Staatsanwalt den Mörder bereits durch eine Anzahl Spezialisten auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten untersuchen lassen. Ihr Befund ist bekanntlich, daß der Thäter geistig völlig normal veranlagt ist.

Washington, D. C., 15. Sept. — Der Staatssekretär erließ heute folgende Ankündigung in betreff der Feierlichkeiten bei dem Begräbnisse McKinleys.

Die Ueberreste des verstorbenen Präsidenten der Ver. Staaten werden, nachdem sie während des Nachmittags des auf den 15. Sept. entfallenden Sonntags in der City Hall in Buffalo zur Schau gestellt worden sind, am Montag, den 16. September, auf einem Spezialzug, der Buffalo um 6:30 Uhr morgens verläßt, nach Washington gebracht, wo sie um neun Uhr abends eintreffen. Die Leiche wird dann unter der Eskorte einer Abteilung Bundeskavallerie nach dem Regierungsgebäude getragen, wo sie bis um neun Uhr Dienstagmorgen, den 17. Sept., bleiben wird. Sie wird dann in Be-

gleitung einer Militär- und Civileskorte nach dem Kapitol getragen, wo sie zur Schau gestellt wird. Am Mittwoch, um 12 Uhr mittags, wird in der Rotunda des Kapitols ein Gottesdienst abgehalten. Um ein Uhr werden die Ueberreste unter Begleituug einer Militäreskorte nach einem Bahnwagen gebracht und via Pennsylvania-Bahn nach Canton, Ohio, gebracht, wo sie um 11 Uhr eintrifft. Die Vorbereitungen für die Zeremonien in Verbindung mit der Beisetzung der Leiche sind den Bürgern von Canton unter der direkten Leitung eines Komitees mit dem Mayor an der Spitze übertragen worden.

Mit Ausnahme des Läutens der Glocken werden sowohl in hiesiger Stadt als in den Ortschaften der Zugroute entlang keine Zeremonien erwartet.

Cleveland, O., 15. Sept. — Paul Czolgosz, der Vater des Mörders des Präsidenten, arbeitete am Samstag wie gewöhnlich. Seine Frau, die Stiefmutter des jungen Mannes, erzählte einem Berichterstatter, der Hauseigentümer habe ihnen die Wohnung gekündigt und sie wüßten nicht, wohin sie sich jetzt wenden sollten. Vielleicht würden sie auf ihre Farm zurückkehren, vielleicht würde auch ein Landsmann sich ihrer annehmen. „Warum verfolgt man uns für die That eines halbverrückten Jungen?“ rief sie aus. „Wir hatten doch nichts damit zu thun! Wir haben ihn nie etwas Unrechtes gelehrt.“

Die seitens der städtischen Verwaltung erfolgte Anstellung des Vaters des Mordgesellen Czolgosz wird sehr kritisiert. Die städtischen Beamten erklärten darauf, daß der alte Czolgosz unterstützungsbedürftig sei und an dem Verbrechen seines Sohnes keinen Teil habe. Er gab auch in einem Verhör an, daß er für Garfield, Cleveland und McKinley gestimmt habe. Sein Sohn Leon habe während der letzten Präsidentschaftskampagne von einem Politiker eine Eisenbahnkarte nach Canton geschenkt erhalten und diese benutzt; nach seiner Rückkehr habe er nichts gegen den Präsidenten McKinley gesagt. Der Vater wurde in Inowrazlaw, Regierungsbezirk Bromberg, Provinz Posen, geboren und erzogen und ist sein 29 Jahren in Amerika.

Streiknachrichten.

Pittsburg, Pa., 11. Sept. — Gerüchte, denen zufolge der Streik beigelegt worden wäre, oder mindestens in Kürze beigelegt werden würde, waren auch heute im Umlauf, die Beamten der Amalgamated Association bestritten es indes aufs entschiedenste, daß ein Vergleich getroffen worden wäre. Der Präsident Shaffer bezeichnete über dies die Berichte als unwahr, daß der Vollzugsausschuß das Beratungskomitee angewiesen hätte, unter den bestmöglichen Bedingungen sofort Frieden zu schließen. Es seien keine Vorschläge gemacht worden und die Lage deshalb unverändert. Er erklärte auch die Gerüchte für unwahr, daß er von seiner Stellung zurückzutreten beabsichtige, oder daß ihm ein solcher Schritt in der Komiteesitzung nahe gelegt worden wäre.

Auf die Bemerkung, daß die Streikführer für die Ausschreitungen in McKeesport verantwortlich gehalten würden, sagte Herr Shaffer, daß keine Unordnungen vorkommen könnten, wenn Leute den Führern Folge leisteten. Mitglieder, welche zu Gewaltthätigkeit ihre Zuflucht nähmen, würden sofort aus dem Verband ausgeschlossen werden.

In den Kreisen der Streiker hieß es heute, daß der Vollzugsausschuß Schritte zur Beendigung des Aufstandes unternommen hätte, man wußte aber nichts Bestimmtes. Sie sagten, daß sie mit Sicherheit darauf rechneten, in den nächsten Tagen, spätestens am kommenden Montage, als Unionleute zur Arbeit zurückzukehren.

Columbus, Ohio, 11. Sept. — Es ist hier eine Bewegung im Gange, durch welche die Gründung einer sogenannten „National Anti-Treating League“ bezweckt werden soll. An der Spitze derselben stehen Männer wie der Erzbischof Ireland und der Pastor T. De Witt Talmage. In einer heutigen Versammlung der zur Zeit hier tagenden „Catholic Knights of Ohio“ wurde bekannt gegeben, daß wahrscheinlich schon im Laufe nächster Woche in New York eine Versammlung in der Absicht abgehalten werden würde, eine derartige Organisation ins Leben zu rufen. Die „League“ soll mit keiner Gesellschaft in Verbindung stehen und alle Mitglieder aufnehmen, die aufgenommen werden wollen. Die Bewegung ist die Folge einer Rede, welche T. V. Minahan unlängst hier gehalten hat.

Journalistentag.

New York, 11. Sept. — Der Nationalverband deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller hielt hier seine Jahresversammlung ab. Etwa 500 Delegaten und Gäste, unter letzteren der Vorsitzende des Stadtrats, Herr Rudolph Guggenheimer, wohnten der Festlichkeit bei.

Der Redakteur der New Yorker Staats-Zeitung, G. P. van Stal, begrüßte die Festgäste, in deren Namen Herr Guggenheimer antwortete. Reden wurden außerdem gehalten von dem Professor der Columbia-Universität, Herr Thomas Galvin, Dr. A. v. Düring, dem zurücktretenden Präsidenten Holler, dem neuen Präsidenten Franz Richter, Arthur König aus Milwaukee, und Hermann Alexander.

Kolombien.

Colon, 11. Sept. — Das amerikanische Kanonenboot Machias ist von Bocas del Toro zurückgekehrt, weil seine Anwesenheit dort überflüssig schien.

Am 3. Sept. hatte der Insurgentengeneral Patino allen fremden Konsuln in Colon ein Manifest zugesandt, in dem ein baldiger Angriff der Aufständischen auf Colon in Aussicht gestellt und deshalb um Benachrichtigung der Angehörigen der fremden Nationen ersucht wurde. Der amerikanische Konsul antwortete hierauf am 4. Sept. daß eine Störung des freien Verkehrs über den Isthmus von Panama von der Regierung der Ver. Staaten als Verletzung des mit Kolombien abgeschlossenen Vertrages angesehen werden würde. Die Ver. Staaten würden demgemäß handeln. Ebenso dürfe der freie Zugang zu den Eisenbahnstationen und zu den Endhäfen nicht gestört werden. Jede Störung würde ebenfalls als eine Verletzung des Vertrages angesehen werden.

Willemstad, Insel Curacoa, 11. Sept. — Gestern traf der französische Kreuzer „Suchet“, der am 5. September Porto Colombia nahe Baranquilla verließ, hier ein. Während der Fahrt legte das Fahrzeug bei La Hacha, einer Stadt an der Mündung des Rio Hacha in Kolombien, an. Der „Suchet“ überbringt die Nachricht, daß am 9. September 1000 Mann kolombianische Truppen, die von Cartagena und Baranquilla gebracht worden waren, bei LaHacha gelandet wurden. Zu der Zeit lagen vier venezolanische Kanonenboote vor La Hache und konnten von der Stadt aus deutlich gesehen werden. Die kolombianischen Truppen, die in den letzten Tagen bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, erwarteten jeden Augenblick einen Angriff.

Türkei.

Konstantinopel, 11. Sept. — Es wird gemeldet, daß 50 armenische Revolutionäre kürzlich die türkischen Stadtviertel in Musch in Brand setzten. In dem hierauf entbrannten Kampfe wurden die Armenier gegen Sassun getrieben. Es wird ferner gemeldet, daß am 3. September die Kaserne von Sassun, in der 3000 türkische Soldaten lagen, in die Luft gesprengt wurde, und infolgedessen eine große Panik ausbrach.

Man befürchtet, daß es infolgedessen in Armenien zu neuen blutigen Ausschreitungen gegen die Armenier kommen wird.

Afrika.

London, 11. Sept. — Lord Kitchener meldet dem Kriegsministerium aus Pretoria: Am 6. und 8. Sept. hatte Methuen mit Bautonder und Delarey in Great Mariesthale ein Gefecht. Am 8. Sept. trieb Methuen die Buren aus einer starken Stellung. Diese verloren am 6. Sept. sechs Tote und am 8. Sept. 12 Tote und 41 Gefangene. (Von den eigenen Verlusten wird wie üblich nichts gemeldet.)

Noch immer giebt es Leute, welche meinen, daß am 15. Sept., dem letzten Tage der den Buren von Kitchener gestellten Frist, ein plötzlicher Wechsel der Lage eintreten werde, weil man nicht glauben will, daß die Regierung sich allein auf die Wirkung einer papiernen Drohung verlassen habe. Indessen erklärt die Mehrzahl selbst der Regierungsblätter, daß man sich auf ein anderes Kriegsjahr gefaßt machen müsse. Bestätigt wird diese Vermutung durch eine Erklärung des Kriegsministeriums, welche bestimmt, daß die neu angeworbenen Yeomen sich für ein Jahr oder, wenn der Krieg länger dauern sollte, für die ganze Dauer desselben verpflichten müssen.

Matjesfontein, Kapkolonie, 11. Sept. — Oberst Crabbe hat das Lager van der Merwes, des zuverlässigsten und besten Offiziers des Kommandanten Scheeper, überrascht. Van der Merwe und ein anderer Bur sind gefallen, von dem aus 100 Mann bestehenden Kommando Scheepers wurden 37 gefangen.

Japan.

London, 11. Sept. — Der Times wird aus Tokio gemeldet, daß die dortige Handelskammer die japanische Regierung ersucht hat, alle Beschränkungen aufzuheben, die den Ausländern die Erwerbung von Land oder Bergwerksgerechtsamen erschweren.

Deutschland.

Danzig, 13. Sept. — Heute morgen acht Uhr begann das deutsche Geschwader seine allgemeinen Manöver mit einem Angriff auf die die Danziger Bucht verteidigenden Küstenbatterien und die Division Küstenpanzer. Der Zar und der Kaiser sahen dem Manöver von Bord des Flaggenschiffes Kaiser Wilhelm II. zu. Der Kampf der in dicht geschlossener Linie einherdampfenden riesigen Panzerschiffe dauerte den ganzen Tag und bot einen herrlichen Anblick.

Gerüchtweise verlautet, daß der Kaiser mit dem Zaren auch die anarchistische Gefahr besprochen habe. Indessen ist nichts Bestimmtes bekannt.

Beim Beginne der Verhandlungen über den Empfang des Kaisers sprach der Vorsitzende der Stadtverordneten von Hela seinen Abscheu über den Mordangriff auf den Präsidenten McKinley aus.

Dem Diner, welches der Kaiser gestern dem Zaren an Bord seiner Jacht Hohenzollern gab, wohnten außerdem Großfürst Alexis, Prinz Heinrich von Preußen und ihre Gefolge, sowie die Admirale der Flotte bei. Kaiser Nikolaus blieb bis 11 Uhr abends an Bord der Hohenzollern und kehrte sodann auf seine Jacht Standart zurück.

Nach der Beendigung der heutigen Flotten-Manöver speisten Kaiser Wilhelm und der Zar an Bord der Jacht „Hohenzollern“. An dem Mahle nahmen auch der Graf von Bülow und der Graf Lamsdorff teil. Es wurden keine Reden gehalten. Die beiden Monarchen hatten später eine lange und lebhafte Unterhaltung an Deck, nach deren Beendigung der Zar dem Prinzen Heinrich von Preußen und den andern deutschen Gästen ein herzliches Lebewohl sagte, während Kaiser Wilhelm dem Grafen Lamsdorff seine Vergnügung über die Begegnung aussprach.

Kaiser Wilhelm begleitete dann den Zaren an Bord der russischen Kaiserjacht „Standart“, wo er sich von ihm in herzlicher Weise verabschiedete, worauf er nach der „Hohenzollern“ zurückkehrte. Die beiden Kaiserjachten lichteten dann ihre Anker und fuhren, mit dem „Standart“ an der Spitze, durch das in zwei Reihen aufgestellte deutsche Geschwader der offenen See zu.

Haltet den Gaul.

Von Karl Freiherrn von Fircks.

Wie kroch er träge, wie schlich er faul
Einher auf der Kindheit Wegen,
Der alte, hinkende Gaul der Zeit.
Mocht' nichts zur Eil' ihn bewegen?

Wie grast' er schläfrig vom Zifferblatt
Der Uhr die langen zwölf Stunden
Und rupfte einzeln und mit Bedacht
Die Hälmlein sich der Sekunden!

Wohl schlug des Reiterleins Herz drauf los,
Was aber wollt' es ihm nützen?
Der Gaul ging seinen elenden Schritt
Und thät sich nimmer erhitzen. — — —

Hilf Gott, hilf Gott, welche Fliege hat
Die alte Mähre gestochen?
Sie stürmt als wie der leibhaftige Wind,
Die jüngst so faul noch gekrochen!

Sie rast dahin, wie der Strom zu Thal,
Wie der Herbstwind über den Hügel,
Wie der Wolke Schatten über die Flur,
Dem Reiter schwinden die Bügel.

Er streckt die Arme ins Leere aus,
Und unter des Rosses Hufen
Verstäubt das Leben — haltet den Gaul!
Doch niemand hört sein Rufen.

Verschnappt. Hausfrau: „Aber Marie, nun haben Sie mir die kostbare Porzellan-Vase zerbrochen!“ — Köchin: „Sie hatte aber schon einen Sprung!“ — Hausfrau: „Das ist nicht wahr!“ — Köchin: „Doch, sie ist mir schon vor vier Wochen herunter gefallen.“

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 13. Sept. 1901.

Chicago, Ill.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	70½—
" No. 3 rot	69½—
Korn, No. 2	55 —
" No. 2 gelb	56 —
Hafer, No. 2	34 —

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	65 —
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	65 —

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 2 hart	65½—
" No. 2 rot	68 —
Korn, No. 2 gem Cash	55 —
Hafer, No. 2 weiß	38 —

Viehmarkt

Chicago, Ill.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	$4.85—5.40
Kühe, mittelmäßige	2.35—3.00
Kälber, beste	4.50—5.85
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	$5.80—6.20
Do. durcheinander	3.00—5.80

Kochrezepte.

Kohlrabigemüse auf belgische Art. Man schält die Kohlrabiköpfe, schneidet sie in kleinfingerdicke Streifen, wäscht sie und kocht sie in gesalzenem Wasser weich. Alsdann läßt man, nachdem die Streifen abgegossen und abgetropft sind, dieselben in Butter dämpfen, staubt ein wenig Mehl daran zum Binden und giebt anstatt Bouillon Milch dazu.

Pfirsiche mit Rum einzumachen. Hierzu wählt man reife, noch ziemlich feste, ganz gesunde Früchte, reibt mit einem Tuche den Flaum ab und sticht mit einer Nadel rings herum bis auf den Stein. Auf ein Pfund Pfirsiche läutert man 11 Unzen Raffinadezucker, thut die Früchte hinein und läßt sie langsam darin kochen, bis sie sich leicht mit einer Nadel durchstechen lassen. Dann nimmt man sie heraus, legt sie in eine Schüssel, gießt den Zucker darüber und deckt einen Papierbogen darauf. Am folgenden Tage läßt man sie auf einem Siebe abtropfen, thut sie in die Gläser, siedet den Zucker zu Sirup ein, vermischt diesen nach dem Erkalten mit ebensoviel feinstem Rum und füllt ihn über die Früchte. Die Gläser verschließt man mit Korkpfropfen und überbindet sie mit Pergamentpapier.

Die Einwohnerzahl der Städte und Städtchen des Nordwestens, welche an der Chicago & Northwestern Eisenbahn liegen, finden wir in einem Büchlein, welches soeben von obengenannter Companie herausgegeben worden ist, genau angegeben. Man sende eine 2-Cent-Marke an W. B. Kniskern, 22 Fifth Ave., Chicago, Jll., und erhalte ein Exemplar dieses Büchleins.

Richtige Auskunft. Portier: „Die Regenschirme bleiben hier in Verwahrung, bis ihr zurückkommt." Bauer: „Warum denn?" Portier: „Weil's d'rinn nit regn't in der Bildergalerie."

Das Saskatchewan-Thal im westlichen Canada.

Heimaten für Tausende in den besten Weizen- und Grasgegenden unseres Kontinents.

Im großen Saskatchewan-Thal des westlichen Canada ist soeben eins der besten Stücke Land in jener großen Ackerbau-Gegend zur Besiedlung eröffnet worden. Dieses Stück Land ist seit langer Zeit reserviert worden, während die angrenzenden Länder von Mennoniten aus Minn. und andern Gegenden besiedelt wurden. Diese Leute sind mit ihrem Lande höchst zufrieden. Gemeinde- und Schuleinrichtungen sind passend, und alles Land liegt nahe der Eisenbahn.

Um nähere Auskunft über Preise, Bedingungen, Raten u. s. w. wende man sich an

J. C. Koehn, Mt. Lake, Minn., oder
E. T. Holmes, Room 6, Big Four Bldg., Indianapolis, Ind.

Wunschumschläge.

Hochelegant,

im Handel bekannt unter No. 20, 21, 22, 23, 24 u. 25 zum Preise von 25 Cents das Dutzend portofrei. Die No. W., X., Y. u. Z. zu 50 Cents das Dutzend, portofrei.

No. 10 zu $1.00 per Dutzend, portofrei.

No. 15 $1.50 per Dutzend, portofrei.

Ein Probepaket, enthaltend je einen Umschlag von oben angeführten zwölf Sorten, wird auf Verlangen an irgend eine Adresse in den Ver. Staaten und Canada für 50 Cents, portofrei geschickt.

Wir empfehlen den Herrn Lehrern ganz besonders die erstgenannten Umschläge, No. 20 bis 25 zu 25 Cents per Dutzend. Schönere Umschläge kann man für so wenig Geld in unserem Lande nicht kaufen. Solche Umschläge kann auch der Lehrer kaufen, der nur $200 bis $300 im Jahr verdient. Zu beziehen durch

Mennonite Publishing Co.,
Elkhart, Ind.

Einzigartiges hervorragendes Werk

zum Beginn des neuen Jahrhunderts zu

☞ **Staunenswert billigem Preise** ☜

Die ganze Weltgeschichte in einem einzigen Bande von ca. 700 Seiten vereinigt.

Illustrierte Weltgeschichte

von **F. SECKLER.**

Reich illustriertes volkstümliches Prachtwerk mit mehr als 300 Illustrationen nach Darstellungen der hervorragendsten Meister aller Zeiten und Länder, darunter 56 ganzseitige Kunstdruck-Beilagen, Karten 2c.

Ein Werk, das sich den Beifall der gesamten christlichen Welt im Sturme erobern wird.

Groß-Oktav-Format, solider Glanzlein-Prachtband mit Goldpressung und Rotschnitt, ca. 700 Seiten Text, vorzügliches Papier, 300 Abbildungen, darunter 56 wertvolle Kunstdruck-Beilagen. Feinste Ausstattung.

Preis nur $1.75 portofrei.

Diese einzigartige Weltgeschichte, die vom christlichen Standpunkte in frischer, kerniger, volkstümlicher und fesselnder Sprache geschrieben ist, zeichnet sich durch ein gründliches Urteil vorteilhaft aus. Die übersichtliche Gruppierung und Anordnung des reichen Inhalts gestalten die Lektüre nicht nur zu einer Quelle ernster Belehrung, sondern auch zu einem wahren Genusse. Der überaus reiche und prächtige Bilderschmuck, besonders in lebenswahren Porträts nach den besten gleichzeitigen Aufnahmen, Gemälden oder Stichen, vorzüglichen und genauen Nachbildungen historisch getreuer Darstellungen denkwürdiger Ereignisse der Geschichte nach Gemälden der hervorragendsten Meister aller Zeiten und Länder, machen das sehr reichhaltig und glänzend ausgestattete Prachtwerk zu einem rechten

Hausbuch für jede Familie,

und sollte dasselbe sicherlich in jedem christlichen deutschen Haus Eingang finden und bald **ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes werden.**

MENNONITE PUBLISHING CO., Elkhart, Ind.